

## Begriffsbildung in der Literaturwissenschaft

Beobachtungen zum Wandel der ›semantischen Orientierung‹

Von DIETRICH HARTH (Erlangen)

Die Notwendigkeit einer strengen Verwissenschaftlichung der mit Literatur sich befassenden Disziplinen wird heute überall betont. Nicht selten wird darunter mehr Exaktheit der Begriffssprache und mithin auch der Methoden verstanden. Was jedermann so recht als ungenügend an der herkömmlichen Literaturwissenschaft aufzufallen scheint, das ist demnach ihr alter Mangel an Systematik, ein Mangel, den man zeitweise wohl auch als Vorzug auffassen mochte. Unter dem Eindruck der neueren deskriptiv-analytisch verfahrenen Sprach- und Kommunikationswissenschaften wächst der Unmut über diesen Zustand, werden doch von den genannten Disziplinen respektable Ergebnisse auch im Bereich der Textanalyse und -auffassung vorgewiesen. Ganz unverkennbar fühlt die bislang mit dem Problem des Bewahrens und Vergegenwärtigens von Sinntraditionen geschlagene Literaturwissenschaft gegenüber solchen systematischen Ansätzen die ganze Schwäche ihrer ›spekulativen‹ Position, die, einem gängigen Vorurteil zufolge, mit Wissenschaft nichts mehr zu tun habe. Hinzu kommt Kritik und Selbstkritik der imaginativen Literatur als eines praxisfernen und Illusionen nährenden Ästhetizismus. Macht schon ihre konservative Aufgabe die Wissenschaft verdächtig, so berechtigt ihr ästhetischer Gegenstand vollends zu Zweifeln an ihrer Legitimation. Obwohl sich in solchen Urteilen die zeitgenössische Tendenz kundtut, Reflexion und Phantasie aus dem Universum von Reden und Handeln auszusperrern, eine Tendenz, deren Gewalt sich heute an den Schwierigkeiten öffentlicher und privater Kommunikation diagnostizieren läßt, und obwohl die Bereitschaft zur Selbstkritik in der hier zur Debatte stehenden Disziplin weiter verbreitet ist denn je, so scheint doch die Anpassung an einseitige Wissenschaftsbilder bei gleichzeitigem Festhalten an fragwürdigen Traditionen zur Zeit noch symptomatisch für die herrschende Unsicherheit. Ein in der Tradition der Literaturwissenschaft verwurzelter Mangel an Methodologie wird in diesem Zusammenhang immer wieder registriert. Es fehlt indes nicht an aktuellen Versuchen, diese Lücke zu schließen. Freilich ist der Mangel einer kritischen

Fachgeschichte auch bis heute noch nicht behoben, da die meisten Autoren methodenkritischer Arbeiten das Herkömmliche entweder nur nachlässig abqualifizieren oder als Kulisse für ihre eigenen Vorschläge verwenden. Auffallend ist dabei die Neigung, mithilfe entlehnter philosophischer, soziologischer u. a. Argumentationsmuster die unscharfen Ausdrücke der Literaturwissenschaft in eine Begriffssprache zu übertragen, die offenbar zur Terminologie hindrängt, ohne indes auf mögliche Regulationen zu achten. Auf solche Weise entstehen, da die Begründungen fehlen, die eine kritische Diskussion des vorgeschlagenen Sprachgebrauchs erst möglich machen, individuelle Stile in Form von Sondersprachen, die, da eine gemeinsame Theorie als Kommunikationsbasis fehlt, sich nur mit Mühe rezipieren lassen, ganz zu schweigen von der Schwierigkeit, sie als Bausteine einer allgemeinen Methodologie zu verwenden. Die bloße Ächtung altvertrauter und freilich häufig auch verdächtiger Ausdrücke will als Heilmittel so recht nicht einleuchten, sieht man doch nur neue indefinita an ihre Stelle gesetzt. Ja, die Substitution hat oft genug etwas Fatales, da sie einem alten Verfahren nur einen neuen Namen gibt. Denn hinter dem scheinbaren Streit um Worte verbergen sich meist tiefgreifende methodologische Differenzen, die in klärender Weise zu entfalten, allein im Rückgang auf die Bedingungen wissenschaftlicher Begriffsbildung möglich scheint. Die Probleme der Begriffsbildung sind im Grund solche der Methodologie, so daß eine kritische Durchsicht der Wissenschaftssprache die Reflexion auf methodische Prinzipien nicht umgehen kann. Die sprachkritische Untersuchung, möchte man meinen, kann diesen Zusammenhang nur fassen, wenn sie die historische Genese der zu befragenden Ausdrücke revidiert. Als Ausgangspunkt bieten sich vor allem jene individuellen Sondersprachen an, die ihre Legitimation hinter der Berufung auf die Geltung des sogenannten kritischen Pluralismus verstecken, der in der Literaturwissenschaft so gern als Indiz für geltende ›Meinungsfreiheit‹ vorgezeigt wird<sup>1)</sup>. Meinungen, soviel kann wohl an dieser Stelle schon gesagt werden, lassen sich freilich aus den hermeneutischen Wissenschaften nicht wegdenken. Doch wird man sie nur dann gelten lassen, wenn sie mit Gründen vorgetragen werden, da der Nachweis fundierter Annahmen sie erst im Sinne methodischer Kontrollierbarkeit von jenen dogmatischen Sätzen unterscheidet, die wir umgangssprachlich als ›Behauptungen‹ kennzeichnen. Man stößt hier bereits auf eine Begründungsproblematik, die es notwendig macht, den Verlauf einer immanenten Untersuchung fachsprachlicher Formationsprobleme zu überschreiten auf jene vorwissenschaftliche Lebenspraxis hin, in die jedes wissenschaftliche Tun stets eingebettet ist.

---

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. B. v. Wiese in der 'Welt' v. 1.8.1970 und J. v. Stackelberg in den 'Linguistischen Berichten'. 8. 1970. S. 6off.

Der Zusammenhang zwischen dem, was wir oben als Sondersprache bezeichneten und der Äußerung von mehr oder weniger gut begründeten Meinungen bzw. Urteilen ist uns aus der alltäglichen Erfahrung wohl bekannt. Werden dort die umgangssprachlichen Äußerungen des Meinens und vorschnellen Urteilens zumeist mit entsprechenden metasprachlichen Indikatoren – »ich meine, mir scheint...« versehen, so duldet man solche Formen in der streng wissenschaftlichen Rede nur dort, wo es sich um den im Untersuchungsverfahren genau lokalisierten Bereich der Heuristik bzw. Hypothesenbildung handelt. Ansonsten möchte der Wissenschaftler zu Sätzen gelangen, die er im Unterschied zur umgangssprachlichen Äußerung als ›Aussage‹ betrachten kann. Aussagen sollen hier solche Sätze heißen, die mit dem behaupteten Anspruch auf wissenschaftliche Gültigkeit verbunden sind und, indem ihr einziges Geltungskriterium ›wahr/falsch‹ lautet, sich an den Sachverhalten, auf die sie sich beziehen, oder, im Bereich des konstruktiven Denkens, an gewissen ›abstrakten Gegenständen‹ überprüfen lassen. Sätze, die diesen Bedingungen genügen, können schließlich zu Aussagesystemen zusammentreten, deren Elemente nach Maßgabe der von der Forschergemeinschaft formulierten Regeln der Bedeutungsverwendung semantisch festgelegt werden, so daß eine Begriffssprache entsteht, deren einzelne Terme relativ verbindlich definiert sind. Ohne hier weiter auf die sprachlogischen Bedingungen einzugehen, die erfüllt sein müssen, bevor eine wissenschaftliche Fachsprache im angedeuteten Sinne zustandekommt, können wir doch leicht einsehen, daß diese Art der Begriffsbildung von mindestens zwei Voraussetzungen abhängt: erstens von einem im jeweiligen Forschungsbereich als sinnvoll abgegrenzten Forschungsgegenstand; zweitens von der methodischen Strukturierung der für zweckmäßig befundenen Erkenntniswege. Nicht zu vergessen ist freilich die Tatsache, daß selbst einer nach den Maßstäben optimaler Verständigung konstruierten Terminologie tradierte Begriffsausdrücke zugrundeliegen. Häufig entstammen deren Bedeutungen noch den Erfahrungen der alltäglichen Lebenswelt. Dies gilt zumal für jene Wissenschaften, die die sprachlichen Alltagserfahrungen und deren vorwissenschaftliche Traditionen nach Maßgabe methodisch geregelter Untersuchungsverfahren in Zucht zu nehmen suchen. Dazu gehören auch die von den rhetorischen und poetischen Künsten herzuleitenden Fächer der Literaturkritik. Werden doch deren Ausdrücke – auch wenn sie jemals den Status einer Terminologie beanspruchen sollten – von den Entwicklungen des sogenannten literarischen Lebens dauernd überholt und zur Revision gezwungen. Diesem Wandel kann der akademische Interpret sich nicht entziehen, es sei denn, es gelänge ihm, eine Systematik zu entwerfen, die es erlaubt, Regularitäten sowohl am Forschungsgegenstand als auch im Forschungsprozeß namhaft zu machen, die gegen den historischen Wandel bis zu einem gewissen Grade resistent sind. Versuche, die Literaturwissen-

schaft im Sinne eines konsistenten Lehrgebäudes mit einer entsprechenden Methodologie auszustatten, sind vor allem aus dem Formalismus und dessen Nachfolger, dem Strukturalismus, bekannt. Beide Ansätze gehen davon aus, daß eine systematische Literaturwissenschaft möglich sei. Zumal die von der Prager Schule beeinflusste strukturalistische Analyse der Literatursprache und -formen orientiert sich in ihrem Selbstverständnis – auch dort, wo sie, wie bei Roland Barthes, mit der Aura einer Weltanschauung umgeben wird – an den methodologischen Erfordernissen einer streng systematischen Wissenschaft, zu deren Charakteristik die folgenden Merkmale dienen können: Modelldenken, Isolierung des Gegenstandes, idealisierende Abstraktion von den Forschungsbedingungen, willkürliche Setzung der gegenstandsbestimmenden Eigenschaften, deskriptiv-analytische Untersuchung als statisch angenommener Zustände, Verwendung operationeller Begriffe (mit ihrer Funktion im Forschungsprozeß identische Setzungen), nicht-reflexive Einstellung des Forschenden (Rolle des unabhängigen Beobachters vs. Rolle des beteiligten Mitspielers) usf. Es ist, wie mir scheint, noch lange nicht ausgemacht, ob die Erfüllung dieser hier lose zusammengestellten Normen den Sinn einer systematischen Literaturwissenschaft garantiert. Doch mag immerhin deutlich werden, daß ihre Vertreter von Voraussetzungen ausgehen, die nicht zufällig sind, sondern auf die Geschichte der Wissenschaften selber und ihrer Begründung in der Philosophie des logischen Positivismus zurückführen. Läßt sich auch die Bildung operationeller Begriffe an ihrer Leistung innerhalb des einmal festgestellten Funktionsbereichs überprüfen, so ist doch der Rahmen selber, der ihre definierte Bedeutungsverwendung gewährleistet, nämlich der Anspruch auf Systematik im oben umschriebenen Sinne, eine Sache der wertenden Vernunft, deren Urteile nicht wissenschaftsimmanent begründet werden können. Insofern hängt selbst der Anspruch auf Systematik von Wertsetzungen ab, die der vor- oder außerwissenschaftlichen Lebenswelt nicht fremd sind.

Die vorstehenden sehr knappen Bemerkungen geben gewiß keine befriedigende Auskunft über die Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer systematischen Literaturwissenschaft. Sie bildet auch nicht das unmittelbare Thema der vorliegenden Studie. Diese sucht vielmehr den Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Begriffsbildung und vorgegebenen Wertsystemen am Wandel der traditionellen Literaturwissenschaft nachzuweisen. Sie muß sich hierbei zunächst mit einer Literaturbetrachtung beschäftigen, die, wie ihre Nähe zur Historischen Schule des neunzehnten Jahrhunderts bekundet, in dezidierter Weise historische Wissenschaft sein wollte.

## I

Das den Methoden der Historischen Schule insgeheim zugrundeliegende ›System‹ zu rekonstruieren, hat sich Erich Rothacker in mehreren Unter-

suchungen zur Aufgabe gemacht. Grob gesprochen, hebt sich das Systemdenken der frühen verstehenden Historiker als idealistisches vom Nominalismus der späteren Strukturmodelle ab. Das Erkenntnisziel der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik jener Zeit, das Ideal einer letzten Wahrheit, charakterisiert Rothacker so: »letzte Wahrheit, dies etwa ist die unausgesprochene Voraussetzung des ›Verstehens‹, erhält ein Weltbild, ein Kunstwerk, ein Rechtssystem erst durch eine Relation auf das Subjekt, das es schuf oder für das es gelten will. So begründete die klassische Historische Schule in ihren Ursprüngen die Wahrheit eines Rechtssystems auf eine Relation zu dem Volksgeist, d. h. dem Volksganzen, mit dem zusammen es historisch verwachsen war. Und diesen Grundsatz haben die Geisteswissenschaften auf Verfassung, Sprache, Literatur, Kunst usw. ausgedehnt. Denn alle geisteswissenschaftlichen Grundbegriffe erweisen sich als bestimmt durch diese qualitative Einstellung des geisteswissenschaftlichen Erkennenwollens und Richtung des Interesses. Wir haben hier einen eindeutigen Typus eines idealistischen und zugleich irrationalistischen Systems vor uns.«<sup>2)</sup> Irrational heißt hier, die geistigen Gebilde auf so inkommensurable Größen wie Genie, Leben, Ausdruck usf. beziehen, Größen, deren Wahrheit sich allein einer intuitiven Anschauung erschließen soll. Nach Rothackers Erläuterungen sind die forschungsleitenden »Interessen« mit Mustern der Weltanschauung verquickt, die zu Richtungskämpfen und dogmatischer Begriffsbildung Anlaß bieten. Das am je bestimmten Wertesystem orientierte Interesse erkennt nach diesen Darlegungen an seinem jeweiligen Gegenstand bloß jene Aspekte als wahr an, die es aus seinem spezifischen Blickwinkel belichtet. Und erst die Gliederung seines Gegenstandsbereiches nach Maßgabe einer solchen ›Einstellung‹ erlaubt es, die konkreten historischen Einzelercheinungen der literarischen Überlieferung in ihrer Fülle in eine »sinnhafte Ordnung« zu bringen. Für die Anfänge der akademischen Literaturgeschichtsschreibung gelten ohnehin die von Rothacker dem Ansatz der Historischen Schule zugeschriebenen Prinzipien: Entzauberung der historischen Erinnerung, Fähigkeit zur Einfühlung, Kunstverstand und die Idee des nationalen Volksgeistes, die seitdem mutatis mutandis die ›Systematik‹ der geisteswissenschaftlichen Methode zusammenhielten<sup>3)</sup>.

So entwarf Gervinus, der Vater der akademischen Literaturgeschichtsschreibung, in seiner Abhandlung über 'Grundzüge der Historik' (1837), ein Wissenschaftsbild, dessen Dreiteilung Historie, Poesie, Philosophie zwar auf Bacon zurückverweist; doch an die Stelle des von diesem dem Historio-

<sup>2)</sup> E. Rothacker: Logik und Systematik der Geisteswissenschaften. 1926. Neuaufl. 1948. S. 130f.

<sup>3)</sup> E. Rothacker: Mensch und Geschichte. Studien zur Anthropologie und Wissenschaftsgeschichte. 1950. S. 11.

graphen zugesprochenen geistigen Vermögens der Erinnerung (*memoria*) setzte er den »beobachtenden Verstand«<sup>4)</sup>. Dessen »Parteilosigkeit« sollte allein der Wille verbürgen, jede Befangenheit in Vorurteilen restlos abzustreifen, wie er mit Emphase schreibt: »Wer heute nicht versteht, den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seiner eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volkstümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch und des Buches Geist über dem Wort, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt, und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maß seiner persönlichen oder nationalen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränktheit die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme der Geschichtsschreibung zu ringen.«<sup>5)</sup> Der Ersatz der traditionsbewahrenden Erinnerung durch den beobachtenden Verstand als Erkenntnisorgan der Geschichtsforschung steht für die Objektivität des Urteils ebenso ein, wie für die Weite des Blicks. Mit der behaupteten Fähigkeit, durch eine willentliche Hinwendung zum Verstand der Vorurteile sich entäußern zu können, geht das Recht auf Einfühlung zusammen, das zur Pflicht wird, wo es darauf ankommt, sich »ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken«, deren Geschichte zu erzählen ist. Selbstverständlich setzte Gervinus Kunstgeschmack beim Autor einer Literaturgeschichte voraus, der schließlich auch die schöne, überzeugende Form der Darstellung verbürgen sollte. War doch der Adressat einer aus politischen Motiven geschriebenen Geschichte der Literatur das bürgerliche Publikum und nicht die eigene Zunft der sogenannten höheren Kritik<sup>6)</sup>. Selbst Gervinus hat sich, trotz gelegentlicher kosmopolitischer Äußerungen, deren Tenor Herders Menschheitspathos widerzuspiegeln scheint, der nationalen Ideologie nicht entziehen können. Ja, sie steht am Anfang seiner Bemühungen, jenes Ruhmesblatt der deutschen Literatur auszuzeieren, das die Annalen der Weltliteratur als Dokument einer »Geschmacksrevolution« schmückt, die letzten Endes den seit der Spätantike zu beklagenden allgemeinen Verfall der Dichtkunst aufgehalten habe: die deutsche Klassik. Im übrigen ist seine Darstellung uneingestanden noch ganz dem Geschichtsbild der Aufklärung verhaftet, dessen Fortschrittsdynamik von dem hypostasierten Kampf zwischen Autorität der Überlieferung und autonomer Vernunft

<sup>4)</sup> G. G. Gervinus: Grundzüge der Historik (1837). In: Schriften zur Literatur. Hg. v. G. Ertler. 1962. S. 53f.

<sup>5)</sup> G. G. Gervinus: Aus der Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen (1835–1842). Ertler S. 151.

<sup>6)</sup> Dazu ausführlich: V. Santoli: An den Anfängen der »nationalen Literaturgeschichte«, G. G. Gervinus und J. Grimm. In: Festschrift zum 80. Geburtstag von G. Lukács. 1965. S. 357ff.

lebte. In der Literargeschichte geht es freilich nicht um die Emanzipation der politischen Vernunft, sondern um die der Dichtung. Ihre Unterdrückung stimmte nach Gervinus mit der Abhängigkeit vom Mönchtum, Rittertum und Gewerbestand überein, die die idealtypisch stilisierten Stadien des sozialen Wandels repräsentieren. Autonomie gewann sie nach dieser Auffassung erst mit jener Orientierung an einer die Ständeschranken negierenden Humanitätsvorstellung zurück, die den »revolutionären« Impetus der literarischen Bewegung des späten 18. Jahrhunderts markierte.

Am Fall der ersten mit wissenschaftlichem Anspruch geschriebenen Literaturgeschichte lassen sich, wie unsere Skizze darlegen möchte, jene Komponenten nachweisen, die noch lange zum »System« der akademischen Literaturgeschichtsschreibung gehören sollten. Unter diesen hat besonders das Prinzip der Empathie, das in Schleiermachers Divinationslehre seinen methodologischen Stellenwert erhielt und heute noch vertreten wird, zur Rechtfertigung der verschiedenen Traditionsbewertungen herhalten müssen. Und alle konnten behaupten, objektive Forschung zu betreiben, da die Operation des Sichhineinversetzens – wie auch immer sie methodisch geregelt wurde – den eher moralisch als erkenntniskritisch verstandenen Appell einschloß, der Vorurteile sich zu entledigen, die die historische Erkenntnis hätten trüben können. Selbst Scherers Versuch, die »Gesetze« des literarischen Wandels zu rekonstruieren<sup>7)</sup>, verließ sich letzten Endes auf die Grundsätze der divinatorischen Hermeneutik, wie wir diese Verstehentheorie fortan nennen wollen. Eine Passage seiner Geschichte der deutschen Literatur, in der er einen Vergleich zwischen der Historiographie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts anstellt, möge noch einmal das ganze Pathos des sich aufgeklärt dünkenden historischen Bewußtseins illustrieren, dessen theoretische Prämissen, wie die Kritiker des Historismus längst nachgewiesen haben, unzureichend durchdacht waren:

»Die Historiker des achtzehnten Jahrhunderts waren subjektiv, die des neunzehnten strebten nach Objektivität. Jene urtheilten auf Grund vorgefaßter Meinungen; diese drängten ihr persönliches Urtheil zurück. Jene forschten zwar nach den Ursachen der Ereignisse, fanden sie aber nur in den handelnden Individuen und schrieben ihnen Absichten und Pläne aus ihrem eigenen kleinen Vorstellungskreise zu; diese wollten den verschiedenartigsten Personen und Zeiten gerecht werden und deren eigenthümliches Seelenleben verstehen. Jene schoben sich den vergangenen Menschen unter; diese suchten sich in die Männer der Vorzeit zu verwandeln«<sup>8)</sup>.

Neben der divinatorischen Hermeneutik und der nationalen Ideologie, die, wie bekannt, seit Gervinus und Grimm einen unveräußerlichen Be-

<sup>7)</sup> W. Scherer: Wissenschaftliche Pflichten. In: Euphorion. 1. 1894. S. 1 ff.

<sup>8)</sup> W. Scherer: Geschichte der deutschen Literatur. 1883. S. 630.

standteil der deutschen Philologie bildete – Scherer nannte diese eine »Tochter des nationalen Enthusiasmus«<sup>9)</sup> – gehörte zu den wertenden Voraussetzungen der Literargeschichtsschreibung und mithin zu deren Begriffsbildung die einseitige Dominanzsetzung der Klassik, an der weder ästhetische Wertungen noch historische Periodisierungen vorbei konnten. Wenn Gervinus, Scherer u. a. in diesem Zusammenhang von einer »Revolution« des Kunstgeschmacks sprachen, so deuteten sie damit nur an, was der sonst so vorsichtige Danzel offen äußerte: Die europäische Emanzipationsbewegung, die in England und Frankreich politische und religiöse Autoritäten in Frage stellte, beschränkte sich in Deutschland auf die Überwindung der traditionalistischen Regelpoetik<sup>10)</sup>. Das daraus hervorgehende Kunstideal setzte freilich Maßstäbe nicht nur für die Literatur der Folgezeit, sondern auch für ihre wissenschaftliche Untersuchung, deren historische Periodisierungen, soweit sie den ästhetischen »Fortschritt« zum Ausdruck bringen wollten, allein an Goethe und Schiller orientiert waren. Noch Walzel konstruierte in 'Gehalt und Gestalt' (1923) einen literarhistorischen Dreischritt, demzufolge die „antik-renaissancehafte Gestalt“ mit dem „germanisch-gotischen Gehalt“ in Goethe eine „organisch-deutsche“ Synthesis bildete.

Für die Anfänge der Literaturwissenschaft, die aufgrund ihrer Herkunft aus der Historischen Schule weitgehend mit Literaturgeschichtsschreibung identisch war, lassen sich demnach, um es zu wiederholen, drei Hauptgesichtspunkte formulieren, die ihre methodische, politische und ästhetische Relevanz langfristig festlegten:

divinatorische Hermeneutik,  
nationale Ideologie,  
klassisches Kunstideal.

Über vielfache Vermittlungen hinweg haben alle drei Faktoren unser heutiges Literaturverständnis mitgeprägt, ja sie durchsetzen noch in mehr oder weniger kaschierter Form die Empfehlungen der Schulmänner zur Didaktik der literarischen Bildung, die noch in Gebrauch sind. Wir befassen uns hier indessen nicht mit einer Kritik dieses Zustandes, dazu finden sich andernorts Ansätze<sup>11)</sup>. Es gilt vielmehr, das Ausgangsproblem, die lite-

<sup>9)</sup> W. Scherer: Wissenschaftliche Pflichten. In: Euphorion. 1. S. 1.

<sup>10)</sup> Th. W. Danzel: Über die Behandlung der Geschichte der neueren deutschen Literatur (Rede geh. 1849). In: Zur Literatur und Philosophie der Goethezeit, Gesammelte Aufsätze. Neu hg. v. H. Mayer. 1962. S. 286ff. Zu der etwas früher einsetzenden schöpferischen »Revolution« der Schriftsteller und Poeten vgl. jetzt H. R. Jauß: Das Ende der Kunstperiode – Aspekte der literarischen Revolution bei Heine, Hugo und Stendhal. Ders.: Literaturgeschichte als Provokation. 1970. S. 107ff.

<sup>11)</sup> H. Ide (Hg.): Bestandsaufnahme Deutschunterricht. Ein Fach in der Krise. 1970.



raturwissenschaftliche Begriffsbildung, wieder aufzugreifen, deren Schwierigkeiten am konkreten Fall zu demonstrieren waren. Das, was Rothacker irrationales System nannte, können wir nun als Weltanschauungsmuster kennzeichnen, dessen dogmatische Züge erst im Laufe der weiteren Entwicklung der Literaturwissenschaft hervortraten. Unter dem historischen Selbstmißverständnis der Voraussetzungslosigkeit der historischen Erkenntnis – schon Gervinus sprach in diesem Zusammenhang von dem der »Sache selbst« würdigen Gesichtspunkt – das den narrativen Aussagen und Urteilsbegriffen eine scheinhafte Objektivität verschaffte, gedieh auch weiterhin eine Literaturgeschichtsschreibung, die sich ihrer Befangenheit in tradierten Wertvorstellungen nicht bewußt werden wollte. Dem in dieser Unfähigkeit sich manifestierenden Mangel an erkenntniskritischer Besinnung leistete vorab das Prinzip der divinatorischen Hermeneutik Vorschub, da die Einfühlung in Individuen, Nationen, Zeiten usw. nicht nur methodisch kaum transparent zu machen ist, sondern auch gegen Kritik sich schützen konnte, indem sie auf individuelle Dispositionen wie Begabung, Kongenialität, ästhetische Empfänglichkeit, Erlebnisfähigkeit u. ä. sich berief. Eine unfreiwillige Karikatur dieser apologetischen Topik, deren Kontinuität von der Historischen Schule bis zu Wolfgang Kayser nachweisbar ist, gab 1929 Franz Schultz, da er in einem fingierten Gespräch über Literaturwissenschaft die unwidersprochene Ansicht vertreten ließ, die verschiedenen herrschenden Methoden sollten nicht rational, sondern charakterologisch beurteilt werden. Die Folge wäre Freiheit von Dogmatik und allgemeine Toleranz<sup>12)</sup>. Gerade weil er so extrem ist, scheint mir dieser Gedanke symptomatisch für die traditionellen Schwächen der Literaturwissenschaft: ihre Begriffs- und Kommunikationslosigkeit, ihr Mangel an Kritik und Selbstkritik, der, wie in diesem Beispiel, zur rückhaltlosen Anerkennung des sogenannten kritischen Pluralismus und der aus ihm hervorgehenden individuellen Sondersprachen führen müßte.

Rücken wir auch heute von solchen Auffassungen ab, so bleibt immer noch das Problem, auf welche Weise die Begriffsbildung in der Literaturgeschichtsschreibung zu einer Korrektur bzw. Aufklärung leitender Wertgesichtspunkte beitragen kann, die, bleiben sie undurchschaut, fragwürdige Klischees reproduzieren und stereotype Vorurteile befestigen.

## II

Um die Frage noch ein wenig anzuspinnen, sei zunächst eine Synopse jener Merkmale versucht, die die Umgangssprache einerseits und die Wissenschaftssprache andererseits auszeichnen. Eine solche provisorische Gegen-

---

<sup>12)</sup> F. Schultz: Das Schicksal der deutschen Literaturgeschichte. 1929. S. 119f.

überstellung läßt sich wohl mit dem Hinweis rechtfertigen, daß die Umgangssprache und die in ihr waltende natürliche Begriffsbildung in ihren mannigfachen Formen der Traditions- und Gebrauchssprachen die Grundlagen der diversen wissenschaftlichen Fachsprachen hergibt<sup>13)</sup>.

Umgangssprache	Wissenschaftssprache
anschaulich	abstrakt
stereotyp	standardisiert
intuitiv	diskursiv
diskontinuierlich	logisch
zentrisch (ego-, ethno-)	objektiv
konnotativ	kontrolliert denotativ
metaphorisch	funktionell
expressiv	nicht emotional

Es sind freilich Extremwerte, die hier ohne Anspruch auf Vollständigkeit zusammengestellt sind. Doch machen sie, so hoffe ich, aufmerksam auf die Anforderungen an wissenschaftliche Ausdrücke: diese sollen demnach kontrollierbar, regelbestimmt und methodisch, d. h. in einsichtiger Weise aufgebaut sein. Verkürzt ausgedrückt: Nach herrschender Auffassung haben die Sprachen der Wissenschaften den kognitiven und distinktiven Funktionen der Sprache den Vorzug vor ihren expressiven und redundanten Eigenschaften zu geben. Für die Sprache der Literaturgeschichten gelten, wie sich leicht feststellen läßt, eher die Merkmale der linken Seite, deren Rechtfertigung in nicht wenigen Fällen auf die pragmatisch-überzeugenden und zugleich konservativen Funktionen der »gehobenen Umgangssprache« verweist. Gerade über das forschungsleitende Interesse aber, das von einer derartigen Argumentation leicht verdeckt wird, verlangt die wissenschaftliche Sprachkontrolle Aufklärung. Stereotypen der Geschichtskonstruktion, wie etwa die Namen der Epochen und Perioden, müssen sich nach sprachkritischer Auffassung diese Kontrolle ebenso gefallen lassen, wie die Metaphern des erzählenden Stils, die in der Historiographie eine nicht zu unterschätzende persuasive Funktion erfüllen. In der neueren Methodendiskussion der Geschichtswissenschaften wird vor dem »metaphorischen Schein« freilich gewarnt<sup>14)</sup>, und die der Analytischen Philosophie verpflichtete Wissenschaftstheorie sucht diese Quelle der Unbestimmtheit durch rationale Erklärungsmodelle auszuschalten<sup>15)</sup>.

<sup>13)</sup> Hier folge ich z. T. Bestimmungen von Rothacker: Die Sprache der Geisteswissenschaften. In: Sprache und Wissenschaft. 1960. S. 121 ff und J. O. Hertzler: A Sociology of Language. 1965. S. 353.

<sup>14)</sup> R. Wittram: Anspruch und Fragwürdigkeit der Geschichte. Sechs Vorlesungen zur Methodik der Geschichtswissenschaft und zur Ortsbestimmung der Historie. 1969. S. 25 ff.

<sup>15)</sup> W. Stegmüller: Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analy-

Damit treten an die Stelle ästhetisch-pragmatischer Darstellungsstile, wie sie etwa Gervinus befürwortete, die strengen Maßstäbe der Forschungslogik, wie sie vor allem in der gesetzeswissenschaftlichen Theorienbildung Anwendung finden. Nun fehlen freilich in der Geschichte politischer, literarischer u. ä. Handlungen jene Gesetze, die sichere und in eindeutigen Begriffsausdrücken formulierbare Aussagen über ›rationales Verhalten‹ im Sinne kausaler Erklärbarkeit zuließen. Aus diesem Grunde geben sich auch manche der Erwägungen zur Logik der Geschichtswissenschaften als Quasitheorien aus, die z. B. für einen historisch vorfindlichen Handlungstypus invariante Merkmale begrifflich festlegen, um auf solche Art ein Ausgangsschema der historischen Erklärung zu konstruieren<sup>16)</sup>. Vor dem Hintergrund eines auf diese Weise definierten Bezugsrahmens wirken dann die erklärenden Sätze wie deduktive Aussagen. Freilich beziehen sich die Erklärungen im Falle der Geschichtsschreibung nicht auf empirische Regularitäten eines Naturphänomens, sondern auf überlieferte Handlungsmaximen, die verstanden sein müssen noch bevor sie unter allgemeine Gesetze subsumiert werden. Verstehen soll bedeuten, daß ein geschichtliches Ereignis, hier z. B. die Begründung einer schriftlichen Sprachhandlung und ihre Ausführung, aus den Umständen begriffen wird, unter denen sie zustandekam und tradiert wurde. Solche ›Bedingungen‹ der historischen Ereignisse und ihrer Wirkung werden indes vom Historiker, da sie sich ja nicht beobachten lassen, unter wertenden Gesichtspunkten aus der Masse dokumentarischer Überlieferung ausgewählt, so daß etwa folgenden Erklärungen im systematisch-logischen Sinn bereits Werturteile vorausgegangen sind, die nach einer Bemerkung Poppers den prinzipiell nicht nachprüfbaren »allgemeinen Interpretationen« zugesprochen werden müssen<sup>17)</sup>. Schließt die Sprache der Beobachtung Werturteile aus, indem sie den semantischen Gehalt ihrer Terme am forschungslogischen Rahmen vereinbarter Gesetzhypothesen festmacht, so verwendet die Sprache der Interpretationen solche Äußerungen, die stets den Urteilsspielraum des Interpreten mit umfassen. An diesen Unterschied dachte wohl auch Rothacker, da er den Ausdruck ›Gesichtspunkt‹ für die Sprache der historisch-hermeneutischen Wissenschaften angemessener hielt, als den eine identische Setzung kennzeichnenden ›Begriff‹<sup>18)</sup>. Verweist doch der Gesichtspunkt, unter dem ein Ereignis erzählt wird, auf das je bestimmte und mit dem gesellschaftlichen Wertbewußtsein

---

tischen Philosophie. Bd. I. 1969 (Kap. VI: Historische, psychologische und rationale Erklärung).

<sup>16)</sup> Vgl. J. Habermas: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Beiheft 5 der Philosophischen Rundschau. 1967 (Kap. I. 2: Soziologie und Geschichte: zur gegenwärtigen Diskussion).

<sup>17)</sup> Habermas: Logik. S. 32.

<sup>18)</sup> Die Sprache der Geisteswissenschaften a. a. O.

seiner Zeit vermittelte Interesse des Erzählenden an seinem Gegenstand. Die Gültigkeit der von ihm geäußerten narrativen Aussagen ließ sich demnach nicht an einem vergleichsweise starren Rahmen von Gesetzhypothesen überprüfen, sondern allein an der ›Vernünftigkeit‹ des je gewählten Gesichtspunktes. Dessen Rechtfertigung kann nicht ausschließlich auf systematischen Prämissen aufbauen, die im Sinne des strengen Systembegriffs wissenschaftsimmanent fundiert sein müßten. Als einzig gangbarer Weg erscheint vielmehr die hermeneutische Debatte des Für und Wider, der argumentierende Diskurs, der der alltagssprachlichen Kommunikation näher steht als dem szientifisch normierten fachsprachlichen Dialog. Den Anspruch auf Rationalität, unter dessen Motto doch auch die historische Forschung ihre Arbeit aufnimmt, löst sie mithin nur dann ein, wenn sie die für die Wahl je bestimmter Gesichtspunkte gültigen Argumente prüft und offen auslegt. Denn das historische Urteil wird aus dem für die Wissenschaften geltenden Begründungszwang nicht entlassen, sondern herausgefordert, seine wertenden Implikate der öffentlichen Diskussion zu überantworten. Diese forschungslogische Norm schließt also Selbstkritik ein, wie das bereits der Theorie der Interpretation, der Hermeneutik, sich entnehmen läßt<sup>19)</sup>. Sätze wie der, daß die Geschichte der deutschen Literatur allein durch eine marxistisch-leninistische Revision der ganzen nationalen Überlieferung »richtig« bewertet werde, bleiben dogmatisch, solange sie nicht die Wahl eines solchen wertenden Gesichtspunktes argumentativ erläutern<sup>20)</sup>. Wird hier das Wertsystem noch eingestanden, von dem her die Vergangenheit reinterpretiert werden soll, ein Eingeständnis, das bewußte Parteilichkeit wenigstens offen zur Kenntnis gibt, so überwiegen wohl jene Versuche, wertende Ordnungsvorstellungen zugunsten einer chimärischen Objektivität, die sich häufig als ›Offenheit‹ ausgibt, zu verdrängen<sup>21)</sup>. Selbst wenn Gesichtspunkte wie »sittliche Verantwortung«<sup>22)</sup> oder Zwecke wie »Aufklärung« und »Emanzipation«<sup>23)</sup> in den methodologischen Erwägungen zur Literaturgeschichtsschreibung genannt werden, so bleiben sie meist

<sup>19)</sup> M. Riedel: Das erkenntniskritische Motiv in Diltheys Theorie der Geisteswissenschaften. In: Hermeneutik und Dialektik. Hg. v. R. Bubner u.a. 1970. Bd. I. S. 233 ff.

<sup>20)</sup> G. Lukács: Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur (Vorwort). 1963.

<sup>21)</sup> W. Kohlschmidt: Methodologische Erwägungen beim Abfassen einer Literaturgeschichte. In: Sprachkunst. 1. 1970. S. 181 ff.

<sup>22)</sup> F. Sengle: Aufgaben und Schwierigkeiten der heutigen Literaturgeschichtsschreibung. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen. 200. 1963. S. 263 f.

<sup>23)</sup> Im Namen dieser Werte, wiewohl auf verschiedenen Wegen, versuchen eine Neubegründung der Literaturgeschichtsschreibung: H. R. Jauß: Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. 1967, und J. Hermand: Synthetisches Interpretieren. Zur Methodik der Literaturwissenschaft. 1968.

abstrakt und werden selten in ihrer bedeutungs- und begriffsbildenden Funktion durchschaut, geschweige denn auf ihre von kollektiven Wertvorstellungen präformierte Motivation hin reflektiert.

Wenn Dogmatik, wie Rothacker annimmt<sup>24</sup>), zu den unveräußerlichen Formen des historischen Denkens gehört, dann ist freilich auch jene Objektivität gefährdet, die aus der hier befürworteten argumentativen Abwägung der Urteile hervorgeht. Mir erscheint indes der Dogmatismus einander ausschließender Wertsysteme als Bezugsrahmen historischer Urteile nicht zwingend. Zwar legt die begründete Wahl eines Wertgesichtspunktes die Perspektive und den Deutungsrahmen der Darstellung bis zu einem gewissen Grade fest, doch muß dies nicht nach Art eines Dogmas geschehen, da, wie gesagt, auch Wertsysteme der Argumentation unterliegen und somit revidierbar sind. Die Philosophie der Weltanschauungen, die Max Wundt mit der literaturwissenschaftlichen Erkenntnis in Beziehung setzte, hat solche Einsichten zu verhindern gewußt, da sie durch Enthistorisierung der Werte diese der Kritik entzog<sup>25</sup>). Die neu entstandene Hermeneutikdebatte hat uns unterdessen gelehrt, daß solche zu Wertsystemen zusammenschießenden Weltanschauungen aus wirkenden Überlieferungen stammen, die sich dem kritischen Zugriff nicht entziehen können<sup>26</sup>). Das Recht auf einzige Gültigkeit eines forschungsleitenden Wertgesichtspunktes muß sich demgemäß stets erneut legitimieren.

Mit dieser Überlegung sind wir wieder bei den oben erwähnten individuellen Darstellungsstilen angelangt, deren Normierung erklärtermaßen aus Werturteilen hervorgeht. Nun ist nicht zu leugnen, daß auch begründete Urteile stets bestimmte Auswahlgesichtspunkte bei der Darstellung etwa eines literarischen Traditionszusammenhanges vorziehen, um andere zu vernachlässigen. Auf diesen Tatbestand baut z. B. die Rechtfertigung des kritischen Pluralismus, die Elder Olson vorgelegt hat<sup>27</sup>). Er argumentiert mit der sprachtheoretischen Einsicht, daß jede sprachliche Bedeutungsverwendung kontextbedingt sei. Die philosophischen, beziehungsweise literaturkritischen Fachsprachen ließen sich als semantische Systeme auffassen, deren Regeln von einer vorgängigen Entscheidung moralischer, logischer usf.

<sup>24</sup>) E. Rothacker: Die dogmatische Denkform in den Geisteswissenschaften und das Problem des Historismus. Akademie der Wissenschaften und der Literatur. 1954.

<sup>25</sup>) M. Wundt: Literaturwissenschaft und Weltanschauungslehre. In: Philosophie der Literaturwissenschaft. Hg. v. E. Ermatinger. 1930. S. 398 ff.

<sup>26</sup>) Vgl. etwa die Überlegungen K. O. Apels: Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik. Entwurf einer Wissenschaftslehre in erkenntnisanthropologischer Sicht. In: Wiener Jahrbuch für Philosophie. 1. 1968. S. 15 ff.

<sup>27</sup>) E. Olson: Die dialektischen Grundlagen des kritischen Pluralismus. In: Über Formalismus. Diskussion eines ästhetischen Begriffs. 1966. S. 7 ff. Vgl. auch O. Cargill: Towards a Pluralistic Criticism. 1965.

Art abhängen. Diese Entscheidung determiniert m.a.W. den Sprachgebrauch innerhalb des jeweiligen kritischen Systems, so daß die evtl. daran anknüpfende Terminologie am Rahmen der vorgefaßten und in Form einer Entscheidung sich präsentierenden Wertungen überprüft werden kann. In der relativ engen »semantischen Orientierung« der einzelnen Systeme sieht Olson auch den Grund für die selektive Bedeutungsverwendung der Interpretationssprache, da die Sprecher ihre Begriffe in Übereinstimmung mit der vorgegebenen Prämisse bilden. Die Sprache der Literaturkritik, fügt er hinzu, sei semantisch vor allem an den (ästhetischen) Aspekten ihres Gegenstandes orientiert, so daß jede Terminologie – man spricht hier wohl besser von Darstellungsstilen – ihre Geltung aus der Folgerichtigkeit bezieht, mit der sie sich dem gewählten Gegenstandsaspekt widmet. Auf solche Weise soll das Nebeneinander verschiedener kritischer Stile erklärt und legitimiert werden. In Wahrheit jedoch ist das Problem nur verschoben. Denn über die Angemessenheit der Aspektwahl beziehungsweise des zugrundeliegenden Werturteils läßt sich sehr wohl debattieren. Liegt doch das Begründungsproblem noch vor der Frage nach der semantischen Konsistenz dieses oder jenes kritischen Stils. Zudem erscheint die Verwendung des strengen Systembegriffs angesichts der Beliebigkeit der meisten literaturkritischen Ansätze durchaus unzutreffend. Denn die Einsichtigkeit und logische Funktionalität systematischer Fachsprachen hängt doch wohl davon ab, daß selbst willkürlich gesetzte Bedeutungsregeln nicht nur expliziert, sondern auch durchgehalten werden, eine Voraussetzung, die in den seltensten Fällen in literarhistorischen Untersuchungen zu finden ist. Aber Olsons Überlegungen kennzeichnen ein charakteristisches Selbstmißverständnis der hermeneutischen Disziplinen, das wohl auf einen zu eng gefaßten Begriff von Wissenschaft zurückgeht. Eben dieses Mißverständnis beschneidet unter Berufung auf eine mit den Mitteln der Wissenschaft nicht weiter aufzuklärende Entscheidung die Verständigung über jene Voraussetzungen, die als Werturteile die semantische Orientierung leiten. Am Ende zerfallen, verläßt man sich auf den prinzipiellen Eigenwert jeder Einzeldarstellung, die einander ergänzenden Ergebnisse der Kritik in eine nur durch den gemeinsamen Titel der Literaturwissenschaft zusammengehaltene Vielfalt von Meinungen und Thesen, die dann freilich als unbegründete Produkte der Einbildungskraft genauso auf ihren Sinn zu befragen wären, wie die Werke des imaginären Museums, die in den Lebenszusammenhang zu übersetzen, einst ihre Aufgabe war. In der Tat scheint die bereits vorherrschende Kommunikationslosigkeit in der Literaturwissenschaft nur noch auf metakritischem Wege überbrückbar<sup>28)</sup>.

<sup>28)</sup> Vgl. etwa die diesbezüglichen Studien von J. Strelka: *Vergleichende Literaturkritik. Drei Essays zur Methodologie der Literaturwissenschaft*. 1970.

Nimmt man die Ausbildung semantisch konsistenter Fachsprachen zum Vorbild für die Idiome historisch-hermeneutischer Untersuchungen, so wird man vor allem daran erinnert, daß solche Fachsprachen ja gerade auf explizite Vereinbarungen zwischen den Teilnehmern einer Forschergemeinschaft zurückgehen. Die Axiomatik wird in diesem Zusammenhang häufig als Beispiel zitiert. Ein ähnlicher Konsensus über Basissätze ist indessen in den hier zur Debatte stehenden Wissenschaften nicht gegeben, wenn er sich auch, freilich in einem andern Sinne als dem der Axiomatik, herstellen ließe. Die Schwierigkeit liegt, wie gesagt, in der Art der von außerwissenschaftlichen Werturteilen geprägten Voraussetzungen, die hier unverhüllter auftreten als in den nomologischen Wissenschaften. Zudem relativiert die Wahl von Teilaspekten, wie sie etwa in den Auslassungen bestimmter historischer Erscheinungen sich kundtut, jede Aussage über einen literaturgeschichtlichen Zusammenhang je nach den komplementären Seiten, die nicht berücksichtigt werden. Jedes noch so ausführlich begründete historische Urteil ist daher als Argument unter andern aufzufassen, da stets neue Aspekte, Gesichtspunkte, Urteile usw. in die Debatte um den Sinn einer historischen Erscheinung eingebracht werden. Dieser Tatbestand führt uns auf die dialogische Struktur der Wahrheitsfindung in den hermeneutisch-historischen Wissenschaften, die nicht, wie Northrop Frye annimmt<sup>29)</sup>, durch eine einheitliche Begriffssprache eliminiert werden kann. Freilich sollte sie auch nicht zur Rechtfertigung jenes kritischen Pluralismus mißbraucht werden, der dem kommunikationslosen Nebeneinander verschiedener Auffassungs- und Darstellungsstile das Wort redet. Das dialogische Prinzip verpflichtet vielmehr – im Unterschied zur monologischen Einführung fachsprachlicher Terme innerhalb längst vereinbarter Verfahrensweisen – zur permanenten Auseinandersetzung über die Frage: Welcher Gesichtspunkt, welcher Aspekt usw. ist unter gegebenen Umständen und vereinbarten Zwecken sinnvoll? Solche Fragen überschreiten notwendigerweise die fachwissenschaftlichen Grenzen; denn ihr sinnkritischer Impetus bezieht sich auf die Adressaten einer Literaturgeschichte ebenso wie auf das wissenschaftshistorisch und bildungsgeschichtlich vermittelte Selbstverständnis ihres Verfassers. Folgerichtig erzwingt das einmal anerkannte dialogische Moment am hermeneutischen Verfahren eine Attitüde innervierter Kritik und Selbstkritik. Es ergänzt die semantische Orientierung um die Dimension der Pragmatik, die immer schon die Auswahl des Überlieferten, seine Deutung und Bewahrung in der akademischen Literarhistorie bestimmt hat. Freilich möchte man, soll die Forderung nach Verständigung über die forschungsleitenden Wertgesichtspunkte nicht als abstraktes Postulat stehen-

---

<sup>29)</sup> N. Frye: Analyse der Literaturkritik. 1964.

bleiben, ein Verfahren kennenlernen, das methodisch die Bedingungen der Sinnkritik aufzeigt und ihre Durchführung lehrbar macht.

### III

Bevor einige relevante Vorschläge dazu diskutiert werden, gilt es, die Frage nach der Begriffsbildung auszudehnen auf den gesamten Arbeitsbereich der Literaturwissenschaft. Bisher war ja nur von der Literaturgeschichtsschreibung seit Gervinus die Rede. Unter dem Eindruck der Fortschritte in den Gesetzeswissenschaften sind in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bald kausalanalytische Erklärungshypothesen nicht nur in die Geschichtsschreibung der Literatur eingedrungen, sondern haben auch zu einer verstärkten Anwendung tradierter Beschreibungskategorien in den philologischen Fächern geführt. Zwar hatten schon die frühen Bemühungen Schleiermachers und anderer um eine Interpretationslehre den »constructiven« Charakter poetischer Texte bedacht, doch standen hier die verschiedenen »hermeneutischen Operationen« historisch-kritischer und deskriptiver Art noch in einem Zusammenhang gegenseitiger Ergänzung<sup>30</sup>). Später fielen beide Seiten auseinander und traten in Ernst Elsters Methodenlehre unter den Begriffen der historischen Synthesis und kritischen Analyse als unterschiedene Verfahren auf, deren Verhältnis zueinander als problematisch angesehen wurde<sup>31</sup>).

Die Tendenz, der Beschreibung poetischer Sprachformen einen besonderen, mit Geschichte nur am Rande zusammenhängenden Rang zuzuweisen, ist bei Elster bereits ausgeprägt. Nicht von ungefähr trägt der zweite Band seiner Prinzipienuntersuchung den Titel 'Stilistik'. Das Verhältnis von Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft – eine symptomatische Gegenüberstellung – wird dahingehend entschieden, daß die zergliedernde Beschreibung der Formen (Analyse) poetischer Einzelphänomene nachträglich ihre Ergebnisse in einen »historischen« Zusammenhang einordnet (Synthese). Das Begriffspaar Analyse/Synthese ist seitdem nicht nur zum festen Bestandteil der literaturwissenschaftlichen Methodologie geworden, es hat auch eine, wie es scheint, verwirrende Rolle in der Debatte um das Selbstverständnis der akademischen Kritik gespielt. Selten werden die erwähnten Begriffe in streng terminologischer Weise verwendet – im Sinne etwa jener Unterscheidungen bei Kant, die in der Wissenschafts-

<sup>30</sup>) F.D.E. Schleiermacher: Hermeneutik. Hg. v. H. Kimmerle. 1959. S. 31 ff, 113 u. ö. Peter Szondi glaubt nachweisen zu können, daß manche Theoreme der frühen Hermeneutik im Sinne der allgemeinen Sprachwissenschaft (de Saussure) zu verstehen seien: L'herméneutique de Schleiermacher. In: Poétique. 2. 1970. S. 141 ff.

<sup>31</sup>) E. Elster: Prinzipien der Literaturwissenschaft. 2 Bde. 1897–1911.



theorie sich durchsetzen. Denn während der Philosoph Analyse/Synthese als komplementäre Formen des erkennenden Bewußtseins beschrieb, sah der Literaturwissenschaftler in ihnen zwei arbeitsteilig geschiedene Verfahren, deren eines (Analyse) der »Erforschung des Einzelnen« dient, das andere (Synthese) aber der »Verknüpfung zum [historischen] Ganzen«<sup>32)</sup>. Die Trennung von Werkanalyse und historischer Kritik, die schließlich über den New Criticism und dessen methodologische Auslassungen weithin rezipiert wurde, hat mithin jene Eliminierung der Geschichte aus dem Bewußtsein der Interpreten befördert, die in den theoretischen beziehungsweise didaktischen Überlegungen Günther Müllers, Roman Ingardens und Wolfgang Kayser zum Prinzip erhoben wurde. Merkwürdig in diesem Zusammenhang ist der Gebrauch des in Frage stehenden Begriffspaares bei Kayser. Er gliedert seine 1948 in erster Auflage herausgebrachte Einführung bekanntlich nach Begriffen der Analyse (Inhalt, Vers, sprachliche Form, Komposition) und der Synthese (Gehalt, Rhythmus, Stil, Gattung) und versteht darunter einmal Ausdrücke, die als identische Setzungen bestimmte Elemente der literarischen Form kennzeichnen (das gilt selbst für den Inhalt, der unter morphologischen Aspekten des Stoffes, Motivs usf. abgehandelt wird) und zum andern solche, die den Bezug des Einzelwerks zu einer ontologischen Qualität, einer »Idee« etwa, und schließlich zum »Wesen der Dichtung« andeuten; Beziehungen, die der symbolischen Auslegung unterliegen und infolgedessen in den Bereich der Interpretationskunst gehören<sup>33)</sup>. Die Synthese ist hier weder auf einen Zusammenhang der Werke und Autoren ausgerichtet, wie er in der Geschichte der Literatur sich manifestiert, noch ist – was terminologisch zutreffender wäre – die in jeder Interpretation enthaltene Rücksicht auf jene Situationskontexte gemeint, die in den poetischen Selbstäußerungen der Autoren und Texte zur Sprache kommen. Sie ist vielmehr auf den statischen Wertbegriff einer für sich seienden Entität eingeschränkt, deren Elemente nach einem Gesetz sich fügen, für das Kayser die organologische Formel fand: »im lebendigen Kunstwerk gibt es keine Isolierung einzelner Teile: alle Formen [...] wirken stets zusammen.«<sup>34)</sup>

Kaysers Konzeption führt die in Walzels Arbeiten angelegte Tendenz zur Enthistorisierung der Literaturwissenschaft unter Abstreifen der lebensphilosophischen Voraussetzungen radikal zu Ende<sup>35)</sup>. Walzel sprach sich in

<sup>32)</sup> O. F. Walzel: Analytische und synthetische Literaturforschung. In: GRM. 12. 1910. S. 259.

<sup>33)</sup> W. Kayser: Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft. 12. Aufl. 1967.

<sup>34)</sup> Kayser: Kunstwerk. S. 330.

<sup>35)</sup> Was er der Tradition verdankt, erhellt auch ein Vergleich mit Robert Petschs Traktat: Die Analyse des Dichtwerks. In: Ermatinger: Philosophie der Literaturwissenschaft. 1930. S. 240ff.

‘Gehalt und Gestalt’ nicht nur für analytische Strenge und genaue begriffliche Bestimmung des künstlerischen Produktionsvorganges aus, er reduzierte auch das selbst in der zergliedernden Arbeit virulente Problem der historischen Kritik auf eine Frage der Arbeitsteilung<sup>36)</sup>. Gewiß bewahrte ihn seine Nähe zu Dilthey vor einer von aller geschichtlichen Reflexion gereinigten Erörterung der Gehalts- und Gestaltsästhetik. Nicht zuletzt war dies wohl der Theorie des Sprachausdrucks zu danken, die in den hermeneutischen Überlegungen des späten Dilthey einen breiten Raum einnahm und in teilweise entstellter Form von den Kritikern der Nachkriegsjahre rezipiert wurde. Die Sprache des Kunstwerks galt danach als Ausdruck des Verfassers und seiner individuellen seelischen Disposition, die, wie die biographische Methode gelehrt hatte, von den Lebensbedingungen der historischen Umwelt nicht unabhängig war. Bedeutung und Sinn der literarischen Sätze verweisen nach dieser Auffassung auch auf einen historischen Sprachwandel, wie Walzel im ersten Kapitel von ‘Gehalt und Gestalt’ erläutert; diesen gilt es »aus der Zeit zu verstehen«, auch wenn er, was dann wieder an Kaysers Reduktion aufs Sprachkunstwerk erinnert, »rein« literaturimmanent registriert wird<sup>37)</sup>. Spricht Walzel an manchen Stellen vom analytischen Vorgehen noch so, als versuche dieses die Bedingungen des Bedingten – Voraussetzungen etwa eines bestimmten poetischen Sprachgebrauchs – zu erforschen, so löst er doch insgesamt die Literatur als »Wortkunstwerk« aus ihrer Verschränkung mit anderen sprachlichen Äußerungen<sup>38)</sup>. Vollends desavouiert den historisch-hermeneutischen Ansatz aber jenes verhängnisvolle Vorurteil, das den Sprachausdruck auf einen ungeschichtlichen Typus des Deutschen verweisen läßt. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß Kaysers Poetik von solchen Verzerrungen frei ist. Gleichwohl wäre diese Tradition noch als negatorisches Moment in ihr wirksam, wenn zuträfe, was allgemein von Kaysers Position behauptet wird, daß deren Geschichtsfremdheit auf die Furcht vor Ideologisierung zurückzuführen sei<sup>39)</sup>. Mag immerhin dieses Motiv gelten, so liefert es doch noch keinen Aufschluß über die theoretischen Implikationen des Literaturbegriffs.

Diese finden sich indes in Kaysers Auffassung der poetischen Sprachverwendung. Unter rigoroser Ablehnung der Ausdruckstheorie, die in ihrer nicht entstellten Form den historischen Sprachwandel noch ernst nahm, wendet er sich nämlich der phänomenologischen Bedeutungslehre zu: »Die Bedeutungen der Wörter weisen« nach dieser Ansicht »nicht auf eine außer-

<sup>36)</sup> O.F. Walzel: Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. Handbuch der Literaturwissenschaft. 1923. S. 396.

<sup>37)</sup> Walzel: Gehalt und Gestalt. S. 7f u. S. 30ff.

<sup>38)</sup> Walzel: Gehalt und Gestalt. S. 8.

<sup>39)</sup> Er selbst bietet a.a.O. S. 387 den Anhaltspunkt.

halb liegende Gegenständlichkeit, sondern helfen nur an dem Aufbau der jeweiligen dichterischen Welt«<sup>40</sup>). Dem idealen Sein des sprachlichen Kunstwerks korrespondiert so ein absoluter Sinn, zu dessen Erschließung nicht historische Untersuchungen beitragen, sondern allein die auf der Analyse aufbauende synthetische Deutung, deren Schlüssel »das Gattungshafte« liefert. In der Hierarchie der literarischen Formen steht das »Gefüge der Gattung« an der Spitze<sup>41</sup>). Kayser begreift darunter freilich nicht ein Aggregat von Regeln poetischen Sprachgebrauchs, das von je verschiedenen ästhetischen Normen geleitet wird, die in der Geschichte der literarischen Konventionen verändert werden. Vielmehr fragt er nach dem »Wesen« der Gattung, nach dem sich Gleichbleibenden in der Vielfalt der Erscheinungen, ein Ziel, das auch Walzel als höchstes anerkannte<sup>42</sup>). Doch sucht er dieses nicht auf empirischem Wege auf, indem er eine entsprechende Annahme an den in den tradierten Texten zu konstatierenden Regularitäten und deren poetischen Begründungen überprüft, sondern er arbeitet mit vagen begrifflichen Setzungen, wie: »Verinnerung des Gegenständlichen, Erregtheit einer Stimmung, Zusammenfließen von Welt und Ich, gefühlsmäßiges Erleben« usf.<sup>43</sup>). Solche Bestimmungen des »Wesens des Lyrischen«, die beispielhaft herausgegriffen seien, verleugnen aber nicht ihre Herkunft aus der Ausdruckstheorie, wie Kayser denn auch ständig in deren Anschauungen zurückfällt, ohne freilich den Ausdruck als Präsentation individueller Trieb- oder Bewußtseinszustände zu deuten. Er verweist vielmehr auf das von einer philosophischen Sprachtheorie für die Alltagssprache herausgestellte »Urphänomen« der expressiven symbolischen Kundgabe sprachloser Erregungszustände. Das implizierte Eingeständnis, daß die poetische Sprache auf Äußerungsformen zurückgeht, die ihr vorausliegen, erkennt er sehr wohl, aber er weist diesen Tatbestand zurück, indem er schlicht auf der idealen Seinsweise von Dichtung beharrt<sup>44</sup>).

Der undurchschaute Traditionalismus, der sich in diesen Widersprüchen kundtut, läßt sich im übrigen auch an seinen verstreuten Bemerkungen zur interpretatorischen Kompetenz des Literaturwissenschaftlers ablesen. Die überlieferten Gemeinplätze von Sonderbegabung, Erlebnisfähigkeit und Einfühlungsgabe verschmelzen hier zu einem schwer zu durchschauenden Konglomerat irrationaler Vorstellungen. Die vor ihm von Walzel u. a. aufgerichtete Warnung, nur der zum Erlebnis Fähige sei zur Literaturwissenschaft wahrhaft berufen, kehrt in abgeschwächter Form auch in seinen Ausführungen wieder<sup>45</sup>). Er legt aber, wie es zunächst scheint, besonderen Wert auf jene »theoretische Begabung«, die eine zergliedernde Beschrei-

<sup>40</sup>) Kayser: Kunstwerk. S. 292.

<sup>41</sup>) Kayser: Kunstwerk. S. 330 ff.

<sup>42</sup>) Walzel: Gehalt und Gestalt. S. 17.

<sup>43</sup>) Kayser: Kunstwerk. S. 335 ff.

<sup>44</sup>) Kayser ebd.

<sup>45</sup>) Kayser: Kunstwerk. S. 13 ff. (Begeisterung und Studium).

bung des Sprachwerks, mithin das, was sich als elementare Analyse bezeichnen läßt, zu leisten vermag<sup>46)</sup>. Der Interpret nimmt demnach zu allererst eine beobachtende Haltung ein, die auf einem im Dunkeln gelassenen Wege allmählich in besseres Verstehen überführt werden soll. Diese Haltung nennen wir mit einem Ausdruck Husserls objektivistisch, da der Interpret so tut, als sei das Interpretandum ein Datum, dessen Gestalt sich rein formal, ohne Einmischung subjektiver beziehungsweise tradiierter Wertkategorien beschreiben läßt. Für eine derartige Analyse stellt Kayser Begriffe bereit, die vor allem morphologische Eigenschaften bezeichnen. Er führt im Vollzug seiner Belehrung diese Begriffe meist anhand von Beispielen ein, um sie abschließend in mehr oder weniger schulgerechter Weise zu definieren. Hier zwei Beispiele:

(1) »Das Motiv ist eine sich wiederholende, typische und das heißt also menschlich bedeutsame Situation.«<sup>47)</sup>

(2) »Unter einem Emblem versteht man ein Zeichen, dem ein bestimmter Sinn zugeordnet ist.«<sup>48)</sup>

Wie ersichtlich, muß Kayser mit tradierten Begriffen arbeiten, die er erklärtermaßen auch verstehen will. Ernst genommen heißt das aber: die Regel rekonstruieren, unter welcher der einzelne Name oder Ausdruck zum erstenmal in einem Sinne verwendet wurde, der mit der heutigen Verwendung zumindest noch verwandt ist. Die »Definition« umgeht solche historische Bedeutungsforschung, um quasi direkt eine Bedeutung mehr oder minder willkürlich zu fixieren. Dabei erweist sich das Ergebnis im zitierten Fall als wenig brauchbar. Denn die Prädikationen »menschlich bedeutsam« und »bestimmter Sinn« sind zu vage, um eine genaue Zuordnung von Begriff und Sache zuzulassen. Die Generalisierung, die zur Bestimmung der Ausdrücke vorgenommen wird, entleert sie ihres tradierten Bedeutungsgehalts und zugleich jener semantischen Mehrdeutigkeit, die ihre Verwendung in Kontexten der verschiedensten Art ermöglicht. Kayser ist ohnehin gezwungen, die Geschichte der Begriffe in seinen exemplarischen Erläuterungen implizit zu Wort kommen zu lassen. Das gilt insbesondere für jene Ausdrücke, deren Herkunft auf literarische, rhetorische, poetische und/oder ästhetische Konventionen zurückverweist; und das gilt für den größten Teil der eingeführten Wörter. Sie sind demnach vorwissenschaftlich tradiert und sollen doch auf solche Weise von der akademischen Kritik in Zucht genommen werden, daß sie als terminologisch abgegrenzt gelten können. Die mit einem solchen Postulat verbundenen Schwierigkeiten hat Dilthey früh erkannt und wie folgt kommentiert: »Jedesmal wenn das wissenschaftliche Denken die Begriffsbildung zu vollziehen unternimmt, setzt die

<sup>46)</sup> Kayser: Kunstwerk. S. 54.

<sup>47)</sup> Kayser: Kunstwerk. S. 60.

<sup>48)</sup> Kayser: Kunstwerk. S. 75.

Bestimmung der Merkmale, die den Begriff konstituieren, doch die Feststellung und Auswahl dieser Tatbestände voraus, die in dem Begriff zusammengenommen werden sollen. Und die Feststellung und Auswahl dieser Tatbestände fordert Merkmale, an denen ihre Zugehörigkeit zum Umfange des Begriffes konstatiert werden kann.«<sup>49)</sup> Der auf solche Weise angedeutete Zirkel läßt sich nur auf hermeneutischem Weg durchmessen, und genau das muß Kayser seinem eigenen Selbstverständnis zum Trotze tun, um seine Begriffe sinnvoll zu erläutern. Damit bewegt er sich aber nicht nur stillschweigend auf dem Boden der historischen Quellenforschung, sondern auch auf dem genuiner literaturgeschichtlicher Interpretation, die eine Leistung der Synthese und deren Ziel das Verständlichmachen tradierten Sinnes ist.

Die abstrakte Prädikation etwa im Beispiel (2), Begriffsbestimmung von »Emblem«, ist auf eben diese hermeneutische Weise, die Dilthey mit der Struktur historischen Erkennens identifiziert, von Kayser entfaltet worden. So erläutert er zunächst an dem keineswegs primär auf die poetische Sprache bezogenen historischen Tatbestand der ersten emblematischen Anthologie, Alciats 'Emblemata', die in der Begriffsbestimmung vorgreifend formulierten Merkmale »Zeichen« (Bild) und »bestimmter Sinn« (Bildunterschrift). Es folgt ein knapper Verweis auf Wirkung und Verbreitung der emblematischen Kunst und schließlich die Anwendung auf einen poetischen Text, dessen »Sinnbilder« ohne das historische Wissen dunkel blieben<sup>50)</sup>. An diesem Fall wird besonders augenfällig, in welchem Maße der Interpret beim Verständlichmachen schriftlich tradierten Sprachgebrauchs auf Informationen angewiesen ist, die Auskunft über die sogenannten außerliterarischen Bedingungen der Sprachkunst geben. Eine hermeneutische Operation, wie wir den methodischen Vorgang des Verständlichmachens nennen, kann daher, wie sich gegen Kayzers geschichtsfeindliches Selbstverständnis sagen läßt, von dem im Verstehensprozeß tätigen Zusammenspiel zwischen Interpretation, Kritik, Erforschung der Quellen und literarhistorischen Wirkungszusammenhängen im weitesten Sinne nur bei Strafe des Mißverständs absehen. Diese Erfahrung faßt der allgemeine Satz zusammen, daß Sprachäußerungen jeder Art nur dann interpretierbar sind, wenn der Bezugsrahmen berücksichtigt wird, dessen sprachtheoretisches Modell die semantischen Relationen der deiktischen, appellativen, temporalen u.a. Funktionen der Sprachverwendung auf konkrete Situationen bezieht<sup>51)</sup>.

---

<sup>49)</sup> W. Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften (entstanden zw. 1907 und 1910). In: Gesammelte Schriften. VII. Bd. 5. Aufl. 1968. S. 153.

<sup>50)</sup> Kayser: Kunstwerk. S. 76ff.

<sup>51)</sup> K. Bühler: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. 1934. S. 79ff: Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter. Fiktionale Texte, so läßt

Zwar verweisen im imaginativen Text die entsprechenden Partikel (ich-du-hier-jetzt) auf ein artifizielles Referenzsystem, doch zum einen entstand dieses in Analogie zu konkreten Erfahrungen, zum andern ist der Akt sprachlicher Analogiebildung selber situativ bedingt, so daß die Frage nach dem Sinn bestimmter poetischer Stilmuster und Regeln niemals mit einer ›reinen‹ Werkanalyse sich zufrieden gibt.

Im Gegensatz zu Kaysers Unterscheidung scheint es sinnvoller, den Begriff der Analyse mit der ersten ›beobachtenden‹ Haltung des Interpreten in Verbindung zu bringen, die den Text nach formalen Gesichtspunkten gliedert. Dabei ist nicht zu vergessen, daß bereits verstehende Vorgriffe auf den semantischen Gehalt des Ganzen mit unterlaufen, deren Wahrscheinlichkeit erst im weiteren Verlauf der Untersuchung überprüft wird. Denn selbst die statistisch zu erfassenden, scheinbar rein formalen Elemente der Metrik, Prosodie und Komposition sind zugleich strukturbildende und semantische Funktionsträger, deren Sinn aus dem Vergleich mit tradierten Regeln des poetischen Sprachgebrauchs zu erschließen ist. Das scheinbar pure Beschreiben und Aufzählen morphologisch einzustufender Strukturen hat freilich seinen heuristischen Stellenwert im Gang der Textexplikation. Nur darf der Interpret nicht in seiner Selbstvergessenheit annehmen, er sei fähig, das Werk von einem innerhalb desselben liegenden Standpunkt aus zu analysieren. Wenn Kayser das behauptet<sup>52)</sup>, dann überträgt er bloß jenen oben als psychologisch inkriminierten Grundsatz der divinatorischen Her-

---

sich darüber hinaus feststellen, haben den Charakter idealer Sprech- und Handlungssituationen und weisen insofern auf konkrete Erfahrungen zurück. D.h. aber, daß es für jeden Text dieser Art Regeln geben muß, die die Absicht der jeweiligen Idealisierung anzeigen, ohne deren Kenntnis das Verständlichmachen fremden Sprachgebrauchs im Dunkeln tappt. Hier kann lediglich angemerkt werden, daß selbst hinter den verschlossensten Gebilden etwa des Symbolismus, Konkretismus usw. semantische Regeln stehen, die allein aus dem Zusammenhang mit tradierten Bedeutungskonventionen verstanden werden können und auf dem Wege der historischen Synthesis zu begreifen sind. Das gilt auch für jene textlinguistischen Versuche, die den Begriff der Deskription im Titel führen: Die Rede von der ›Textbeschreibung‹ ist allenfalls metaphorisch zu verstehen, da auch statistisch, analytisch usf. zu erfassende Merkmale stets an semantischen Einheiten diagnostiziert werden. Das zeigt etwa die von Klopfer und Oomen am Beispiel Rimbaudscher Texte durchgeführte Untersuchung 'Sprachliche Konstituenten moderner Dichtung. Entwurf einer deskriptiven Poetik' (1970). In ihrer z.T. recht undurchsichtigen Argumentation verleugnen die Autoren eben die sog. außertextlichen Komponenten literarästhetischer Konventionen, obwohl diese nicht nur Rimbaud zu einer (wenn das richtig ist) ›antihermeneutischen‹ Haltung veranlaßten, sondern auch ihre eigenen Deutungskategorien des Absurden, Sinnwidrigen usf. hervorgebracht haben. Auch wäre die Studie wohl überflüssig, wenn sie selbst in ihren scheinbar ›rein‹ deskriptiven Partien nicht im Dienst des alten hermeneutischen Zieles stünde: die Texte verständlich zu machen.

<sup>52)</sup> Kayser: Kunstwerk. S. 387 u. ö.

meneutik, der Interpret müsse sich in etwas hineinversetzen können, vom Autor auf das Werk. Seine Neigung zu einer von Husserl inspirierten Literaturtheorie hätte ihn indes auch auf jene Form der Analyse aufmerksam machen können, die als phänomenologische die Bewußtseinsinhalte des Interpreten reflexiv zu kontrollieren sucht. Freilich zeigt, nebenbei bemerkt, der jüngste, gegen den literaturwissenschaftlichen Objektivismus gerichtete Versuch, die phänomenologische Analyse auf hermeneutische Operationen anzuwenden, daß diesem Ansatz, wird er konsequent verfolgt, eine die historische Kritik verleugnende Tendenz von Haus aus innewohnt<sup>53</sup>).

Fassen wir die Diskussion des Analyse-Begriffs zusammen, so läßt sich zwischen elementarer oder formaler und phänomenologischer Analyse unterscheiden. Erstere, auf die unsere Darstellung sich beschränkte, brächte wenig ein, wenn sie unter Absehen von den hermeneutischen Operationen der historischen Forschung vorgenommen würde. Kayser hat denn auch, wie wir sahen, und wie sich fast auf jeder Seite nachweisen läßt, den formalen Analysebegriff stets auf dem Wege der historischen Interpretation durch die semantische Dimension ergänzt. Überträgt man nun diese Komplementarität der Verfahren auf das Verständlichmachen der in der akademischen Kritik geläufigen tradierten Begriffe, so wird man sich ähnlicher hermeneutischer Operationen bedienen, da es um Wörter geht, die jener Tradition entstammen, die mit ihrer Hilfe erst verständlich gemacht werden soll. Die Frage nach dem Sinn eines poetologischen Namens oder Begriffsausdrucks ist daher nicht zu verwechseln mit der nach dessen »Wesen«. Am Beispiel der Bestimmung des Wortes »Emblem« sollte vielmehr deutlich geworden sein, daß der Interpret, fragt er nach dem Sinn, immer nach der dem fremden Gebrauch zugrundeliegenden Regel der Bedeutungsverwendung forschen muß. Nur dann hat die Rede vom Verständlichmachen ihren guten Sinn. Dieses Vorgehen gilt zumal für solche Begriffe (Stil, Gattung, Literatur, Poesie usw.), deren semantische Vielfalt immer wieder Anlaß zu terminologischen Debatten innerhalb der Wissenschaft bietet. Stets wird man in solchen Fällen zu unterscheiden haben zwischen dem historischen Sinn der Begriffe, der mit ihrer je verschiedenen und kontextuell bedingten Verwendung übereinstimmt, und der generalisierenden Bestimmung ihrer übereinstimmenden Merkmale, die freilich auch, wie gegen ein gängiges Mißverständnis geltend gemacht werden muß, keine »absolute Bedeutung« dingfest macht, sondern eine, die mit dem Horizont derer sich wandelt, die solche Bestimmungen vornehmen. Schließlich hängt die Entscheidung darüber, welchem Verfahren der Vorzug zu geben ist, von dem übergeordneten Gesichtspunkt der vom jeweiligen Forschungsvorhaben

---

<sup>53</sup>) E. Leibfried: Kritische Wissenschaft vom Text. Manipulation, Reflexion, transparente Poetologie. 1970.

diktieren Zweckmäßigkeit ab. So kann etwa die Frage nach dem, was Literatur ist, eher auf eine vorläufige Verständigung über den Gegenstand einer Forschergruppe zielen. Man wird freilich in einem solchen Fall nur eine annähernde Begriffs- und Gegenstandsabgrenzung erreichen, die, wie im folgenden Beispiel illustriert wird, einige sehr allgemeine formale Merkmale signifikant macht. Danach gehören zur ›Literatur‹:

1. Äußerungen von einiger Kontinuität (d. h. Kataloge u. ä. ausgeschlossen) und bestimmter Länge;
2. Äußerungen jeder Länge, die bestimmte, nicht grammatisch zu beschreibende strukturelle Regelmäßigkeiten aufweisen;
3. Äußerungen, die einen Anspruch auf Dauer erheben und wiederholbar sind<sup>54</sup>).

Abgesehen davon, daß die aufgezählten Merkmale wahrscheinlich manches von dem willkürlich aussparen, was nach dem aktuellen Selbstverständnis der Schriftsteller durchaus zur Literatur gehört – Katalogtexte z. B. zählen seit einigen Jahren zu den bevorzugten Experimentalformen<sup>55</sup>) – lassen die erwähnten Prädikationen gewiß eine Auswahl unter allen sprachlichen Äußerungen zu, die etwa im Hinblick auf ein bestimmtes Forschungsvorhaben (z. B. die quantifizierende Feststellung der statistischen Häufigkeit, mit der solche Texte in bestimmten Zeiträumen auftreten) sinnvoll erscheint. Die Reduktion auf formale Merkmale geschieht hierbei unter der leitenden Idee, daß die strukturelle Differenzqualität zwischen fiktionalen und nicht-fiktionalen Sprachstilen nicht historisch entstanden ist, sondern auf eine Wesenskomponente zurückgeht, die hypothetisch als ›Literarität‹ (Formalismus) oder ›Poetizität‹ (Strukturalismus) u. ä. gekennzeichnet wird. Ein solcher allgemeiner Begriff antizipiert mithin jene Merkmale, die, streng genommen, durch die Untersuchung aller vorliegenden Texte erst im Nachhinein allmählich namhaft zu machen sind. Diese Masse der Texte bildete für eine auf diese Weise normierte Forschung nichts anderes als das gegebene Material, dessen vielfältige Herkunftsbedingungen von sekundärer Bedeutung wären. Freilich verfährt man in Wahrheit nicht so rigoros. Denn »innombrables sont les récits du monde«, wie Roland Barthes bemerkt<sup>56</sup>), so daß meist eine ›Theorie‹ geschaffen wird, die unter nur scheinbarem Absehen von historischen Interpretationen den Gegenstand und seinen Begriff eingrenzt. Auf die Schwierigkeiten solcher Versuche, wie sie vor allem im Strukturalismus virulent werden, können wir an dieser Stelle

<sup>54</sup>) Nach F. W. Householder, Jr. In: Th. A. Sebeok (Hg.): *Style in Language*. 1960. S. 340.

<sup>55</sup>) Vgl. dazu etwa die Beobachtungen von H. Heissenbüttel: *Über Literatur*. 1966. S. 113 ff.: *Spekulation über eine Literatur von übermorgen*.

<sup>56</sup>) R. Barthes: *Introduction à l'analyse structurale des récits*. In: *Communications*. 8. 1966. S. 1 ff.



nicht eingehen. Immerhin läßt sich so viel feststellen, daß bei allen noch so formalistischen Definitionsbemühungen der auf fiktionalen Sprachgebrauch bezogenen Begriffe tradierte Bedeutungen mit ins Spiel kommen. Unter dem Inbegriff eines hypostasierten Allgemeinen – des ›Wesens‹, der ›Literarität‹ usf. – versteht der Forscher alles das als literarisch, was sich bis heute in der Geschichte ästhetischer Konventionen selber so verstand: Romane ja – Katalogtexte nein! Die historische Kritik tradierter Begriffe zugunsten einer allgemeinen Literaturtheorie zu suspendieren, mag immerhin für das Ziel einer ›reinen‹ Textbeschreibung, wird diese für sinnvoll gehalten, einen heuristischen Wert haben, der sich bei der Entwicklung angemessener Untersuchungsstrategien auszahlt.

Ein anderes hingegen ist die Frage nach dem Verständnis des Literaturbegriffs. Sie fällt in die Domäne jener bedeutungsgeschichtlichen Studien, für die, wie oben bemerkt, hermeneutische Interpretationsregeln gelten. Diesen Weg wählt das historische Wörterbuch, das als terminologischer Leitfaden für die Interpretationen des Literaturwissenschaftlers von größter Bedeutung ist. Gibt doch sein Idealtypus Auskunft über Wandel und Wirkung jener Schlüsselbegriffe, die das Verständnis der Überlieferung nicht nur determinieren, sondern auch aufschließen. Für die Geschichte des Literaturbegriffs, um bei unserem Beispiel zu bleiben, hat Robert Escarpit einen entsprechenden Versuch vorgelegt<sup>57)</sup>, der im Unterschied zu einer rein formalen Bestimmung folgende Merkmalbereiche umfaßt: Etymologie, Semantik und linguistische Äquivalente in verschiedenen Sprachsystemen. Ein beigefügter historischer Kommentar ›erzählt‹ im Zusammenhang das, was die einzelnen Bereiche bloß registrieren. Jene zum Referenzsystem des oben erwähnten sprachtheoretischen Modells hinzugehörenden Charakteristika, die auch die Sprache der Interpretation auszeichnen, Aufzählungen historischer Eigennamen, narrative Sätze usf., bilden das linguistische Grundmuster eines solchen Artikels. Während die formale Abgrenzung in erster Linie den Zwecken der Hypothesen- und Modellbildung dient und infolgedessen gewisse Idealisierungen am Gegenstand vornimmt, hat die historische Interpretation eine darüber hinausreichende Bedeutung. Sie macht nämlich jene semantischen Residuen verständlich, die unserem Gebrauch tradierter Begriffe noch stets zugrundeliegen. So verweist sie im zitierten Beispiel auf die vorwissenschaftlichen Traditionen eines ästhetischen, ideologischen und soziologischen Literaturverständnisses, die historisch zu den bestehenden Institutionen der »science esthétique«, »science idéologique« und »science sociologique de la littérature« geführt haben. Es leuchtet ein, daß die Literaturwissenschaft, die fast ausschließlich mit tradierten Begriff-

<sup>57)</sup> R. Escarpit: La définition du terme „littérature“. In: Actes du troisième congrès international de littérature comparée. 1962. S. 77 ff.

fen operiert, diese nach ähnlichem Muster auf ihre Herkunft zu befragen hat, um nicht blindlings einer einzigen Bedeutungskonvention zu folgen, die unter Umständen einen dogmatisch verengten Anwendungsbereich begünstigt. Auch ist die Wahl nur eines Bedeutungssegments durch die logische Form des Einführungsverfahrens allein noch nicht gerechtfertigt, solange dieses den Zweck der jeweiligen wissenschaftlichen Verständigung außer acht läßt.

#### IV

Die angedeutete Abhängigkeit des wissenschaftlichen Sprachgebrauchs von konventionellen Wertvorstellungen führt zurück zur Begründungsproblematik, die oben am Beispiel der Literaturgeschichtsschreibung erläutert wurde. Denn die Frage nach dem Zweck einer wissenschaftssprachlichen Verständigung ist beinahe identisch mit der nach dem Sinn der Begriffsbildung und damit verknüpften Methodologie. Es geht mit andern Worten nicht nur um die Verlässlichkeit der Fachsprache, die nach Maßgabe terminologischer Regeln verbessert werden kann, so daß je nach Zweckmäßigkeit diese Bedeutungsverwendung ausgeschieden, jene beibehalten wird. Vielmehr muß der Forschungszweck als solcher gerechtfertigt werden. Der historischen Kritik ist dieser Begründungszwang quasi natürlich beigegeben. Denn die interpretierende ›Vergegenwärtigung‹ von Vergangenem, wie sie in der Explikation überlieferter Texte immer geübt wird – selbst wenn ein neuer Sprachgebrauch den Interpretationsbegriff durch Vokabeln wie ›Analyse‹, ›Beschreibung‹ u.ä. zu ersetzen sucht – ist und bleibt ein Geschäft der wertenden und wählenden Urteilsfähigkeit. Zwar baut diese sich aus den mit der Sprache der Lebenswelt erworbenen Vorlieben und Abneigungen auf, doch nicht ausschließlich. Auch die in der wissenschaftlichen Lehr- und Lernsituation angeeigneten tradierten Begriffe normieren jenes Vermögen zu urteilen und zu verstehen, das unter begabungsideologischen Voraussetzungen gern als Kongenialität oder Erlebnisfähigkeit bezeichnet wird. Die historisch-kritische Revision der fachsprachlichen Begriffe bildet daher eine notwendige Komponente des Begründungsverfahrens<sup>58)</sup>. Der Gefahr, ein bestimmtes Verständnis von Literatur oder Poesie absolut zu setzen, um auf solche Weise sogenannte höhere ästhetische Wertmaßstäbe zu deduzieren, wie das etwa an der bis heute wirkenden Dominanz des klassischen Leitbildes abzulesen ist, läßt sich

<sup>58)</sup> Ansätze und Materialien hierzu liefern u.a. die Untersuchungen von René Wellek in 'Grundbegriffe der Literaturkritik' (1965), und in 'Discriminations: Further Concepts of Criticism' (1970) das Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. v. Merker und Stammler. 1958 ff. und A. Preminger (Hg.): Encyclopedia of Poetry and Poetics. 1965.

vermutlich schon durch die transparente Strukturierung der erwähnten Lehr- und Lernsituation begegnen<sup>59)</sup>.

Da die Einführung der literarischen Namen und Begriffe stets auf induktivem Weg, nämlich anhand von Beispielen erfolgt, ließen sich die Fehler vermeiden, die Kaysers Buch kennzeichnen: das nachträgliche Abstreifen des historisch Partikularen von der Begriffsbestimmung zugunsten eines abstrakt Allgemeinen. Der an den Beispielen demonstrierte Wandel der Begriffe wird auf diese Weise wieder eingeebnet, um eine Bedeutung suggestiv herauszuheben. Diese terminologische Operation führt indes gerade nicht zu einem geläuterten Bedeutungsverständnis, sondern verfällt, wie bemerkt, einem scheinbar zeitlosen Wert. Das Verständlichmachen von Vergangenen und zugleich die Möglichkeit zu dessen Kritik stockt unter solchen methodologischen Voraussetzungen, so daß auch die Aufklärung forschungsleitender Werturteile unterbleibt. Dieses Ziel kann hingegen der im Ansatz richtige exemplarische Nachweis von je verschiedenen, historisch manifesten Begriffsmerkmalen erreichen, wenn er nur die einzelnen Phasen der Bedeutungsverwendung präzisiert und sie mit dem konkreten Allgemeinen ihrer wirkenden Überlieferung und rezeptiven Fortbildung identifiziert. Eine Begriffsgeschichte, die in dieser Art dokumentiert, daß das vom Begriff konnotierte »Wesen« ein Produkt seiner Entstehung und Wirkung ist, hält die semantische Differenz zwischen dem gegenwärtigen Wortverständnis des Interpreten und dem vergangenen Sprachgebrauch offen und liefert somit das Motiv für die Erforschung des historischen Wandels und dessen werterhaltender und -zersetzender Effekte. Von diesen Wirkungen aber ist der Urteilende selbst betroffen, so daß es ihm schwer fallen wird, bei Einsicht in die Veränderung der an den Begriffen haftenden Werte deren Zeitenthobenheit für sich zu behaupten und unkritisch und begründungslos auf die Gegenstände seines Interesses anzuwenden.

Diese eigentümliche hermeneutische Struktur der literaturwissenschaftlichen Begriffsbildung bereitet einer Systematisierung im Sinne strenger Terminologie Schwierigkeiten. Die definitorische Ausgrenzung urteilend selektierter Merkmale bietet wohl eine bequeme Formel, deren Allgemeines reicht aber nicht aus, um die Eigenheiten des je besonderen schriftlichen Sprachgebrauchs zu erfassen. Zwar bildet sie dessen Bedingung, da wir die Besonderheit eines Gedichts nur begreifen, wenn wir es als jene Art des Sprachgebrauchs zu identifizieren lernten, die sich als »Dichtung« von andern abhebt. Die anfängliche Allgemeinheit der im Begriff versammelten Merkmale weicht jedoch im Verlauf der Interpretation allmählich

<sup>59)</sup> Die Struktur der (dialogischen) Lehr- und Lernsituation natürlicher und wissenschaftlicher Begriffsbildung beschreibt in einem andern wissenschaftstheoretischen Zusammenhang Kuno Lorenz: Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der Analytischen Philosophie. 1970.

der bereits erwähnten Einsicht in die je eigentümliche Bedeutungsvielfalt. Doch nur, um von dieser Entfaltung konkreter semantischer Möglichkeiten wieder aufgesogen und umgeformt zu werden. Die komplexe Struktur des hier gemeinten Bedeutungsverstehens aufzuhellen, haben sich nicht nur die Vertreter der philosophischen Hermeneutik zur Aufgabe gemacht, sondern auch die Methodologen der literaturwissenschaftlichen Interpretationslehre. Verständnishilfe bieten etwa die Überlegungen von E.D.Hirsch, Jr., der das Problem mit Argumenten der Wahrscheinlichkeitslogik attackiert<sup>60</sup>). Er geht davon aus, daß der Interpret eines fremden Textes von den groben Kennzeichen der Gattungsbegriffe mittels dauernd zu verfeinernder Annahmen, die die Form von Wahrscheinlichkeitsurteilen haben und durch das Textstudium stets mit neuen sachlichen und linguistischen Informationen ausgestattet werden, zur umfassenden Erkenntnis der Einzelmerkmale fortschreitet. Rückwirkend modifizieren diese Erkenntnisse wieder die allgemeinen Leitbegriffe. Dieses oft als hermeneutischer Zirkel beschriebene Hin- und Hergehen zwischen Besonderem und Allgemeinem, das niemals mit der logischen Subsumtion des einen unter das andere zu verwechseln ist, läßt sich auch in Analogie zu dem Lernprozeß darstellen, der die natürliche Begriffsbildung der Alltagssituation auszeichnet. Hirsch deutet dies implizit an, da er auf die durch Erfahrung konstituierte semantische Relevanz der Leseerwartungen verweist, die der Interpret mit den Ausdrücken des Textes verbindet. So wird etwa der Leser einer novellistischen Erzählung diese erst dann von andern ›Arten‹ unterscheiden, wenn er diese und zugleich ihre diskriminierenden Merkmale gelernt hat. Er schließt dann während der Lektüre von bekannten Momenten auf ähnliche und endlich fremde, um so graduell den semantischen Gehalt seiner Ausdrücke abzuändern, bis sie auf den Sprachgebrauch des Textes ›passen‹. Mit dieser hier verkürzt vorgetragenen Erläuterung eröffnet Hirsch eine Interpretationsmöglichkeit der in jedem Explikationsvorgang waltenden Unbestimmtheit. Er macht uns nämlich darauf aufmerksam, daß auch die einzelnen Schritte der Textauslegung, die nach dem Schema von ›trial and error‹ vorangehen, wie vorgefaßte Urteile aufzufassen sind, deren Geltung vom Ganzen des Textes erst im Nachhinein bestätigt wird. Daß es sich dabei nicht um ein formallogisches Schlußverfahren handelt, ist schon deshalb einsichtig, weil der Interpret in dialektischer Weise, die Peter Szondi als »perpetuierte Erkenntnis« treffend charakterisierte<sup>61</sup>), sein Wissen und zugleich damit seine begrifflichen Prämissen in dem Maße abändern wird, in dem das Interpretandum noch nicht bekannte semantische Regeln befolgt.

<sup>60</sup>) E.D.Hirsch, Jr.: *Validity in Interpretation*. 1967. Eine deutsche Ausgabe wird vom Wilhelm Fink Verlag, München, vorbereitet.

<sup>61</sup>) P.Szondi: *Hölderlin-Studien*. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis. 1970. S. 11 f.

Denn, wie zu erinnern ist, gehört zu den Bedingungen des Textverstehens das Erlernen der fremden Bedeutungsverwendung, das sich in der Weise einer fortschreitenden und über das Interpretandum hinaus auf andere Texte (programmatische, poetische, biographische usw. Äußerungen) zurückgreifenden Rekonstruktion der leitenden Regeln vollzieht.

In der Hierarchie der Bedeutungsmerkmale besitzen nun die der Leitbegriffe, vor allem der Gattungsbezeichnungen, besondere heuristische Erschließungsfunktionen. Wie erwähnt, geht der Interpret von ihnen aus, um erste Aussagen über die ›Art‹ der vorliegenden Sprachverwendung zu machen. Er folgt dabei dem Sinn, der ihm in Form des sogenannten Vorverständnisses bereits gegenwärtig ist. Der Gang vom Vorverständnis zum Verständnis läßt sich auf begrifflicher Ebene nach folgenden Graden der Allgemeinheit gliedern:

Prosa : Erzählung : kurze Erzählung : Novelle : Novellentypus : ... individueller Text<sup>62)</sup>.

Die Reihenfolge wirft Licht auf die allmähliche Modifikation der Leitbegriffe durch die folgenden, die Merkmale benennenden Ausdrücke. Freilich muß wieder hinzugefügt werden, daß bereits Name und Titel des Textes einen Vorgriff auf jenen Begriff des ›individuellen Textes‹ bilden, der in seiner Eigentümlichkeit am Ende der Explikation vollständig entfaltet ist. Eine ›eingefrorene‹ Terminologie wird hier nicht weiter helfen, da deren Ausdrücke, würden sie als identische Setzungen dem anderen Sprachgebrauch übergestülpt, zu starren Schematisierungen führen müßten. Daran ist aber dem, der Sinn und Bedeutung des Textes sich verständlich machen will, nichts gelegen. Der Interpret bezieht vielmehr den Text, um es zu wiederholen, implicite auf die Situation, in der er entstanden ist, indem er über die im Titel erwähnten Individualnamen bereits die formalen Leitbegriffe mit dem Verständnis ihrer (historischen) semantischen Referenz verbindet. Unter diesem Gesichtspunkt werden die Gattungsbegriffe, bei allem semantischen Überschuß, auch als Kennzeichen konkreter raumzeitlich definierter Konventionen schriftlicher Sprachverwendung verstanden, was freilich erst durch den Gebrauch entsprechender Attribute in den Überschriften der meisten literaturkritischen Untersuchungen zum Ausdruck kommt: »Boccaccios Novellen«, »Der deutsche Roman der zwanziger Jahre« usw.<sup>63)</sup>. Formulierungen wie diese machen auf eine

<sup>62)</sup> Die Reihe ist mit geringfügiger Veränderung E. Leibfrieds Buch 'Kritische Wissenschaft vom Text' (1970. S. 67) entnommen.

<sup>63)</sup> Auch scheint es nicht müßig anzumerken, daß die Regeln poetischer Sprachverwendung als Bestandteile sozialer Wirklichkeit mit dieser dem historischen Wandel unterliegen. Und wenn diese Sprache in scheinbarer Unmittelbarkeit noch die Leser nachfolgender Jahrhunderte anrührt, so ist das eine Funktion der als Wirkungsgeschichte zu begreifenden kulturellen Kontinuität, deren konkretes

simple Weise deutlich, worum es geht, wenn vom Verstehen fremden Sinnes die Rede ist: Der Interpret sucht nicht nach den in schriftlich überlieferten Äußerungen (Literatur) enthaltenen formalen, ästhetischen, semantischen u. a. Regelmäßigkeiten, sondern er sucht den bereits als konstituiert vorgefundenen Sinn der Texte verständlich zu machen, indem er die ihm zugrundeliegenden je bestimmten Regeln rekonstruiert. Die vom Interpreten oft unbewußt geübte Rücksicht gegenüber den historischen Eigennamen erinnert daran, daß die Frage nach dem Sinn des jeweiligen Sprachgebildes stets die nach der Intention seines Urhebers mit enthält. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei sogleich hinzugefügt, daß damit nicht ein hinter der Sprache stehendes ›Seelisches‹ gemeint ist, das allenfalls von der psychologischen Tiefenhermeneutik erschlossen werden kann. Der intentionale Sinn läßt sich vielmehr dem Bild der Sprache entnehmen, so wie es die vom Autor gewählten Regeln produzieren. Denn seine Sprache will auch etwas mitteilen über die Art, wie dem Sprecher die Welt sich gibt und wie er selbst in ihr sich sieht. Im Rahmen unseres Versuchs müssen wir es bei diesen wenig befriedigenden Andeutungen lassen, um zur Rolle des Interpreten zurückzukehren.

Dessen eigenes, in den relevanten Begriffen ›geronnenes‹ (Vor-)Verständnis formaler usw. Konstitutionsregeln gibt ihm einen Leitfaden an die Hand, der ihm das Labyrinth des fremden Sprachgebildes vertraut macht. Es erscheint daher irreführend, von Sinnkonstitution zu sprechen, wie dies Leibfried in seinem Versuch zur phänomenologischen Hermeneutik tut<sup>64</sup>), da es in Wahrheit um die Erschließung fremden oder fremd gewordenen Sinnes geht, der als schon konstituierter vorgefunden wird. Das Einsetzen eines bereits durch Wertvorstellungen strukturierten Vorverständnisses sucht Leibfried ferner durch Einstellungsschemata zu erläutern, die er Habitus nennt<sup>65</sup>). In ihnen sind jene Auffassungsmuster abgelagert, die nach unserer Darstellung mit der Sprache der Lebenswelt und der Wissenschaften erworben werden. Nach phänomenologischer Meinung läßt sich die Vorurteilsstruktur dieser Einstellungen, die je bestimmte Aspekte am zu ›beobachtenden‹ Gegenstand dominant setzen, durch die Reflexion auf ihr formales Zustandekommen, den »Akt der Konstitution«, freilegen. Im Unterschied zu Staiger, der sich in seiner Poetik ebenfalls auf Husserl be ruht<sup>66</sup>), vermerkt Leibfried eine gewisse Relativität in der Anwendung poetischer Grundbegriffe, die durch eine Orientierung an dem geschichts-

---

Substrat seit der Auflösung der altständischen europäischen Gesellschaft die institutionalisierten Gruppen der Berufsleser – Philologen, Kritiker, Schriftsteller usf. – bilden, die teils im Widerspruch, teils im Einklang mit geltenden Normen Traditionen abbauen, umdeuten, bewahren und schaffen.

<sup>64</sup>) Leibfried: Wissenschaft. pass.

<sup>65</sup>) Leibfried: Wissenschaft. S. 66 ff.

<sup>66</sup>) E. Staiger: Grundbegriffe der Poetik. 7. Aufl. 1966. S. 9.

losen Allgemeinen, das Staiger als »Idee« verstanden wissen will, nicht vermieden werden kann. Zwar erkennt Staiger, daß die Bedeutungen sich in Erfahrungssituationen bilden, doch behauptet er deren Idealität, da er die Anstrengung der Abstraktionsleistung überspringt. Die sprachlichen Abstraktionen enthalten aber Erfahrungswerte, da sie auf das Konkrete hindeuten, das sie begreifen, ohne mit ihm identisch zu sein. Man hat in diesem Zusammenhang wiederholt darauf hingewiesen, daß Staiger die »ideale Bedeutung« seiner allgemeinen Grundbegriffe erschleichen muß, indem er die lyrischen, epischen und dramatischen Paradigmen ihrer Einführung absolut setzt. Mangel an Reflexion kann ihm Leibfried daher mit Recht vorwerfen. Wird doch durch nicht weiter begründete Vorlieben eine bestimmte habitualisierte Einstellung zum Maßstab des wert- und bedeutungsbildenden Vorgehens erhoben.

Leibfrieds Überlegungen enthalten hingegen eine Antwort auf unsere Frage, wie der hervorgehobene Begründungszwang für die forschungsleitenden, begrifflich artikulierten Wertsetzungen eingelöst werden kann. Der Begriff der Reflexion scheint mir indessen von ihm zu eng gefaßt, solange er nur den formalen Akt der Sinngebung und, wie wir hinzufügen müssen, -erschließung aufzuklären vermag. Konsequenter durchgeführt, würde sie nämlich bis zu den habitualisierten Einstellungen vorstoßen, ohne freilich hinter diese selber zurückzufragen, um auf solche Weise ihre Herkunft aus tradierten Anschauungen kritisch zu rekapitulieren. Denn, wie es scheint, gelingt erst jener Reflexion, die als Bewegungsform der Geschichte begriffen wird, eine zureichende Klärung und Unterscheidung der tradierten semantischen Möglichkeiten. Die formale Rekonstruktion hingegen kann immer nur darauf insistieren, daß alle sinngebenden Akte an vorgegebene Strukturen des »Erlebens« und Erkennens gebunden sind, die in einem Modell systematisch abgebildet werden können. Mit Leibfrieds Worten geht es in diesem Fall um eine »Reflexion auf die Art, wie Bewußtsein funktioniert«<sup>67)</sup>.

Diese »transzendentalgenetische Methode« erinnert, ähnlich wie die oben besprochenen Theorien von Rothacker, Olson und Hirsch, an ein der Interpretation Vorgängiges, das mit Gadamer auch Vorverständnis, Vormeinung oder gar Vorurteil heißen mag<sup>68)</sup>. Daß es sich bei diesem Vorgängigen um Erfahrungen handelt, die der Interpret einst teils in lebenspraktischen, teils in wissenschaftlichen Lehr- und Lerninstitutionen erworben hat, verdeutlichen u. a. auch die in diesem Zusammenhang immer wieder verwendeten Ausdrücke: Interesse, Orientierung, Habitus usw. In den auf solche Weise umschriebenen tradierten Vorstellungen, Einstellungen und

<sup>67)</sup> Leibfried: Wissenschaft. S. 67.

<sup>68)</sup> H.-G. Gadamer: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 2. Aufl. 1965. S. 250ff.

Haltungen sind eben jene Wertgesichtspunkte mitgegeben, die – nach unserer Darstellung – die Urteile über ästhetische, methodische u. a. Fragen der Textexplikation bedingen. Nun läßt sich freilich gegen eine solche, des Determinismus verdächtige Vorstellung einwenden, daß die erwähnten Erfahrungen jenem Wechsel unterliegen, der auch individuell die Form einer (Lebens-)Geschichte hat. Das gilt selbst für die Erfahrungen, die in fachwissenschaftlichen Lernprozessen zustandekommen und, wie man weiß, einen sekundären, die qualifizierte Urteilsfähigkeit ausbildenden Sozialisationsprozeß darstellen. Denn wie die Erfahrungen des Lebens verändern neue Lese- und Lernerfahrungen die semantische Relevanz auch der Grund- und Leitbegriffe, so daß zu Recht behauptet wird, mit jeder neuen Lektüre einer bestimmten Gattung, Klasse, Art usw. ändere sich auch der Begriff von ihr. Da aber vorläufig immer noch neue Texte geschrieben werden, haben deren begriffliche Ordnungen und die von ihnen lebenden ›Systeme‹ und Theorien etwas Transitorisches.

Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß davon auch die Wertgesichtspunkte betroffen sind sowie die von ihnen regierten begrifflichen Verallgemeinerungen. Unter der Kritik des literarischen Illusionismus etwa, wie sie in den letzten Jahren aus ästhetischen und gesellschaftspolitischen Motiven sowohl immanent wie auch ›von außen‹ vorgetragen wurde, sind auch die überkommenen Ideale der akademischen Literaturbetrachtung ins Wanken geraten. Die damit einhergehende Selbstbesinnung hat Perspektiven eröffnet, unter deren Eindruck die Interessen, Orientierungen und herkömmlichen Attitüden innerhalb der Fachwissenschaft selbstkritisch bedacht und z. T. umgeschaffen werden. Vergleichen wir etwa die für das ›System‹ der Literaturgeschichtsschreibung des vergangenen Jahrhunderts geltend gemachten Wertfaktoren, die bis in unsere Tage normative Wirkung entfalteten mit den relevanten Orientierungen der aktuellen Debatte, so lassen sich in groben Zügen folgende Veränderungen konstatieren:

(1) Methodisch verlagert sich das Gewicht von intuitiven und infolgedessen schwer zu disziplinierenden Auffassungsweisen, wie sie am Modell der divinatorischen Hermeneutik kurz erläutert wurden, auf deskriptive Verfahren. Die Folge ist, wie eingangs bemerkt, eine starke Tendenz zur Systematisierung der entsprechenden ›Beobachtungssprache‹, wie sie etwa in der einflußreichen Bewegung des Strukturalismus angelegt ist<sup>69</sup>). Der Begriff der Struktur ist, wie seine Nähe zu dem der Gestalt nahelegen könnte, nicht auf die sprachlich-formalen Merkmale der Einzelwerke be-

---

<sup>69</sup>) Auch unabhängig vom Strukturalismus besteht diese Tendenz zu mehr »Exaktheit« im szientifischen Sinne, wie etwa ein Teil der in 'Ansichten einer künftigen Germanistik' (Reihe Hanser 29. 1969) abgedruckten Beiträge dokumentiert



schränkt, sondern wird auch auf die literarische Überlieferung übertragen<sup>70)</sup>. Seine methodische Explikation in den Begriffen der Synchronie und Diachronie macht freilich deutlich, daß es hier nicht mehr um das rekonstruktive Verständlichmachen gebrochener Überlieferungszusammenhänge geht, in welchen der Interpret selber steht, sondern um die genaue Analyse solcher, vom Interpreten als unabhängig gesetzten zeitlichen Epochen, die sich aufgrund einer hypothetisch imputierten Systematik als kulturelle Einheiten des Stils, des Geschmacks usf. beschreiben lassen. Den diachronischen Zusammenhalt der als Struktursysteme zu beschreibenden Texte, Literaturen und Kulturepochen verbürgt nach dieser Auffassung der Vergleich der synchronen »Querschnitte« untereinander. Eine unter diesem Gesichtspunkt gegliederte Vergangenheit kann kaum noch als Geschichte bezeichnet werden, da es nichts mehr zu erzählen gibt. Infolgedessen würden, hielte man konsequent an der Ausführung dieses Modells fest, auch die Schwierigkeiten der Begriffsbildung hinfällig, die wir mit der Pragmatik der traditionellen Historiographie und ihrer Nähe zum umgangssprachlichen Diskurs in Verbindung brachten.

(2) Die strukturelle Texttheorie faßt endlich auch jenen Zusammenbruch des klassischen Kunstideals im akademischen Bereich in Worte, der von den Schriftstellern selber seit langem registriert worden war. Danach weicht der starre Werkbegriff einem offenen und einigermaßen neutralen Textbegriff, und Fragen der Auffassung und Rezeption treten in verstärktem Maße an die Stelle der alten Probleme der Schaffensästhetik. Folgerichtig wendet man die kritische Aufmerksamkeit auch jenen Seiten des »literarischen Lebens« zu, die unter dem weiten Titel einer Soziologie des Lesens Platz finden. Eine solche Orientierung der Literaturästhetik an den Wirkungsqualitäten und -möglichkeiten, die auch die hermeneutische Kompetenz der potentiellen Leser berücksichtigt, erlaubt nicht nur Korrekturen am klassischen Topos vom Autor als Schöpfer, sie stellt auch die vermeintlich idealen Komponenten der Ästhetik in einen sprach- und kommunikationstheoretischen Zusammenhang.

(3) Im Bereich der gesellschaftspolitischen Orientierung der Literaturwissenschaft ist der Wandel der Wertvorstellungen schließlich besonders augenfällig. Nicht nur, daß die »nationale Idee« und die daraus folgende Deutschümelei längst abgetan sind und Pläne bestehen, die für die »Internationalisierung« der Fachwissenschaft eintreten;<sup>71)</sup> auch der konser-

<sup>70)</sup> So von L. Goldmann – vgl. etwa den Essay 'Die strukturalistisch-genetische Methode in der Literaturgeschichte'. Ders.: Pour une sociologie du roman, Paris 1964 (dt. Ausg. 1970) – und von H. R. Jauß in seinen unter dem Titel 'Literaturgeschichte als Provokation' (1970) gesammelten Aufsätzen.

<sup>71)</sup> Vgl. etwa die Ansätze zu einem neuen Berufsbild des »Literaturlehrers« im Memorandum zur Reform des Studiums der Linguistik und der Literaturwissen-

vative Zweck der Traditionspflege wird, wenn man den Zeichen trauen darf, allmählich durch eine Kritik des Überlieferten ergänzt, die von den Ideen der Aufklärung und des emanzipatorischen Fortschritts zehrt<sup>72</sup>).

Sind diese hier versuchsweise skizzierten Neu- und Umorientierungen repräsentativ für den Wandel im Selbstverständnis der Literaturwissenschaft, so ergeben sich daraus Folgen, die auch an den Fortbestand der tradierten und z.T. noch gebräuchlichen Fachsprache rühren. Entsprechende Wandlungen im Vokabular der literaturwissenschaftlichen Forschung und Lehre lassen sich unschwer nachweisen. Die veränderte semantische Orientierung scheint indes – entgegen dem oft geäußerten Bestreben nach mehr Exaktheit – die Problematik fachsprachlicher Verlässlichkeit und überfachlicher Kommunikation noch zu verschärfen. Ja, der Widerspruch zwischen dem neuerdings erhobenen Anspruch, die Einsichten auch der Literaturwissenschaft in den Dienst einer alle sozialen Gruppen erfassenden Aufklärung zu stellen und dem im wörtlichen Sinne bornierten Sprachgebrauch des Fachwissenschaftlers, ist nicht zu übersehen. In ihren Anfängen hatte die Literaturwissenschaft bzw. -geschichte mit ähnlichen Schwierigkeiten kaum zu kämpfen, da sie in ihren Veröffentlichungen sich noch an ein Publikum wenden konnte, dessen soziokulturelle Verhaltensmuster und bildungssprachliche Kompetenz die Voraussetzungen für eine relativ ungetrübte Verständigung über Literatur boten. Selbst die in der weiteren Fachgeschichte aus Malerei, Musik und bildender Kunst entlehnten Metaphern, Namen, Begriffsausdrücke usw. standen der Bildungssprache weit näher, als die am Muster der streng disziplinierten gesetzeswissenschaftlichen Fachsprache ausgerichtete Terminologie. Freilich war von Anfang an latent die Bereitschaft zu einer andern Orientierung in der Literaturwissenschaft vorhanden, wie spätestens Scherers Adaptation des positivistischen Wissenschaftsbildes lehrt. Der Überredungskraft szientistischer Modelle konnten schließlich selbst die dem Positivismus entgegnetretenden Schulen nicht ganz widerstehen, was folgenreich zumal für die theoretische Unterscheidung zwischen analytischen und hermeneutischen Mitteln und Zwecken der Forschung werden sollte<sup>73</sup>). Daß deren methodologische

---

schaft (Rheda 1969). In: Ansichten einer künftigen Germanistik. 3. Aufl. 1970. S. 219ff. Zur Diskussion: Literatur in Studium und Schule, Loccumer-Experten-Überlegungen zur Reform des Philologiestudiums (I). Hg. v. Olaf Schwencke. Loccumer Kolloquien 1. 1970.

<sup>72</sup>) Außer in den zit. Schriften von Jauß (1967) und Hermand (1968) und in den Sammelbänden 'Ansichten einer künftigen Germanistik' und 'Literatur in Studium und Schule' finden sich solche Tendenzen u.a. auch in manchen Vorschlägen zum Literaturunterricht: vgl. z. B. den Bildungsplan für das Fach Deutsch an den Gymnasien des Landes Hessen v. 12. 6. 1969.

<sup>73</sup>) Dem Verhältnis von Analyse und Hermeneutik haben Karl Otto Apel und Jürgen Habermas wichtige Erörterungen gewidmet. Vgl. vor allem K.O. Apel:

Differenz in der Literaturwissenschaft kaum bedacht wurde, scheint auf die Neigung rückführbar, in den hermeneutischen Disziplinen den historisch zusammengewachsenen – »synchytischen«<sup>74)</sup> – Begriffen den Vorzug zu geben, deren Merkmalsreichtum zwar keine genaue Definition aber eine vielseitige Verwendung gestattet. Freilich wird die Verständigung erheblich erschwert, wenn diese Neigung dazu führt, nicht nur tradierte Begriffe der Umgangssprache je nach ihrem Verwendungskontext mit verschiedenen semantischen Akzenten zu versehen, sondern ähnliches auch solchen Kennzeichnungen anzutun, die aus dem definierten Funktionsbereich einer bestehenden Fachterminologie in einen »fremden« Zusammenhang übertragen werden, ohne daß eine neue Verwendungsregel auch nur angedeutet wird. So scheint es mir symptomatisch für die aus einer solchen »Metaphorisierung« hervorgehende Unsicherheit, daß in manchen neueren Vorschlägen die dort verwendeten Begriffe, ungeachtet ihrer Herkunft aus dem analytischen Erklärungsmodell des Strukturalismus oder aus dem hermeneutischen Gesprächsmodell der Interpretation, austauschbar sind<sup>75)</sup>. Aufgrund

---

Die Entfaltung der »sprachanalytischen« Philosophie und das Problem der »Geisteswissenschaften«. In: Philosophisches Jahrbuch. 72. Jg. 1965. S. 239 ff. und J. Habermas: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Beiheft 5 der Philosophischen Rundschau. 1967. Zum »heimlichen Positivismus« bei Dilthey s. auch Habermas: Erkenntnis und Interesse. 1968. S. 223 ff.

<sup>74)</sup> Ein Ausdruck, den Karl Bühler (a. a. O. 356 ff.) für die Begriffe der Geisteswissenschaft verwendet.

<sup>75)</sup> Das betrifft nicht nur die Vermengung solcher Begriffe wie »Interpretation, Analyse, Beschreibung«, sondern auch die Übertragung sozialwissenschaftlicher Termini (Interaktion, Produktion usw.) auf Verhältnisse, die nur gleichnishaft oder bestenfalls analogisch zu den ursprünglichen Denotata in Beziehung gesetzt werden können. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich manche Ausdrücke der linguistischen Fachterminologie, und unter ihnen zumal die Bezeichnungen »Diachronie/Synchronie«. Jauß etwa verwendet im Vorwort zu seiner zit. Aufsatzsammlung (Frankfurt a. M. 1970) das Begriffspaar so, daß man annehmen muß, es sei fast synonym mit dem, was man unter »Dauer, Prozeß/Ereignis, Struktur« versteht. Wenn aber die genannten linguistischen Termini einen bestimmten Sinn haben, dann den, daß sie auf Systeme bezogen werden, die in analytischer Einstellung – von einem die Rolle des unbeteiligten Beobachters einnehmenden Forscher – untersucht werden. Wie Paul Ricoeur in einem Essay 'Herméneutique et Structuralisme' (Le conflit des interprétations. Essais d'Herméneutique. 1969. S. 29 ff) bemerkt, kann unter dieser Voraussetzung der Systemwandel nur in der Form eines Vergleichs der durch synchronische Querschnittanalysen ermittelten Systemzustände dargestellt werden. Mithin wird mit Diachronie/Synchronie ein Begriff der historischen Zeit gesetzt, der sich mit der Auffassung von Dauer, Prozeß und gebrochener Kontinuität, wie sie im Traditionsbegriff der hermeneutischen Interpretation enthalten ist, schlecht verträgt. Wie schlecht, das zeigt auch Jauß' eigenes Vorgehen, dem das Bild vom hermeneutischen Zirkel gerechter wird, als das der Systembeschreibung. Denn er setzt sich nicht aus der historischen Zeit heraus (was er auch nicht könnte), sondern fragt in ihr zurück nach dem

dieser Unbestimmtheit erhalten sich aber jene eingangs erwähnten individuellen Sondersprachen, deren Schlüssel nicht in einer gemeinsamen Theorie als Kommunikationsbasis zu suchen ist, sondern in einer spekulativen Wertorientierung, die meist außerhalb der Fachwissenschaft liegt. Was der Leser solcher Arbeiten mit Recht vermißt, ist die möglichst genaue Explikation dieser Orientierung und die Überprüfung der fachsprachlichen Terme an der damit gegebenen Prämisse. Eine Veröffentlichung der etwa zugrundeliegenden terminologischen Regeln allein genügt nicht, da, wie wiederholt hervorgehoben wurde, die der semantischen Orientierung voraus liegenden Wertsetzungen der Begründung bedürfen. Sie erst ermöglicht jene intersubjektive Geltungsprüfung, der die Debatte über Werturteile, wie sie in der Sprache jeder Interpretation enthalten sind, bedarf. Denn innerhalb der hermeneutischen Wissenschaften, die mit einem Ausdruck K. O. Apels auch »Verständigungswissenschaften« heißen könnten, und zu denen die Literaturwissenschaft m. E. immer noch zählt, wird die Arbeit der Sinnkritik, die von einer evaluativen Überlieferungskritik nie ganz zu lösen ist, durch den »Konflikt der Interpretationen« vorangetrieben. Dieser Konflikt läßt sich freilich nicht in einer starren Definitionssprache austragen, sondern nur in der erwähnten dialogischen Form der Für und Wider erörternden Geltungsprüfung, die die Interpretationssprache und ihre mehr oder weniger geläufigen Begriffe an dem, was sie bezeichnen sollen, mit stets zu erneuernder Bereitschaft zur Selbstkorrektur erprobt und fortbildet.

Die geschilderten Schwierigkeiten lassen sich in hermeneutischer Diktion als solche der »Übersetzung« begreifen, da sie sich im Grunde auf die problematische Aneignung literarischer Traditionen in je veränderten Lebensverhältnissen und Sprachsystemen beziehen<sup>76</sup>). Die Problematik, die sich an dem virulenten Widerspruch zwischen didaktischer Anwendung (*applicatio*) im aufklärerischen Sinne und der in fachsprachlichen Ausdrücken verfaßten Auslegung (*explicatio*) ablesen läßt, ist so alt wie die literarische Kritik der Moderne und die mit ihr verwandte Hermeneutik. Übersetzen hieß in deren Rahmen stets, Sinn und Bedeutung literarischer Gebilde in die jeweilige Sprachfähigkeit bestimmter Lesergruppen zu übertragen, um

---

Wandel der Begriffe, die ihm selber problematisch erscheinen (»Modernität«, »Literaturgeschichte« usf.). Er bleibt, seinem theoretisch formulierten Selbstverständnis zum Trotz, jener wissenschaftlichen Rolle des engagierten Mitspielers treu, die die Haltung des Interpreten von der des Analytikers unterscheidet.

<sup>76</sup>) Der Archeget der Verstehenslehre, Schleiermacher, hat die Übersetzung stets als hermeneutischen Grenzfall angesehen. Bisweilen wies er in diesem Zusammenhang auf die objektiven Schwierigkeiten der Verständigung hin, die aus der Verschiedenartigkeit der den Sprechern zur Verfügung stehenden Sprachkompetenz folgen und durch »Übersetzungen« von einem »Code« in den andern überwunden werden müssen: vgl. seinen Vortrag von 1813: Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens. Sämtl. Werke Bd. 2. 1838. S. 208.

ihnen verständlich zu machen, was sie entweder schlicht mißverstanden oder als unverständlich beiseitelegten. Diese didaktische Funktion der Kritik fand Ausdruck in dem früh von ihr vertretenen Zweck, von der Begeisterung zur Klarheit zu führen, vom Erlebnis zur Einsicht, oder, in allgemeinerer Formulierung, vom diffusen Vorverständnis zum nachprüf-  
baren Verständnis<sup>77</sup>). Die Begriffe deuten an, daß das Verständlichmachen fremder oder ungewohnter Symbol- und Bedeutungsbildungen nur gelingen kann, wenn die Sprache der Interpretation dem Adressaten entweder vertraut ist, oder ihn durch einen entsprechenden Einführungsstil über befremdliche semantische Regeln belehrt. Freilich wird dieses Vorgehen um so schwieriger, je eher der mögliche Adressat mit dem berüchtigten ›uneingeweihten Leser‹ identisch ist, dessen ›Lesefähigkeit‹ zu verbessern und dessen historisches Bewußtsein aufzuklären, der akademische Interpret sich vorgenommen hat. In diesem Fall ist das didaktische Dilemma vollkommen, da die mit manchen fragwürdigen Traditionen und pseudoterminologischen Unschärfen belastete Fachsprache ihrerseits erst wieder durch eine ›Übersetzung‹ zu einem allgemein verständlichen Kommunikationsmedium stilisiert werden muß. Wie tief aber die Kluft zwischen den Begriffen der Wissenschaft und den umgangssprachlichen der potentiellen Lesergruppen ist – die im übrigen heute keineswegs so genau auszumachen sind, wie die Leser der früheren Bildungsgesellschaft – zeigen nicht nur die oben einander gegenübergestellten allgemeinen Merkmale der Fach- und Alltagssprachen, sondern auch der erste beste Blick in eine beliebige fachwissenschaftliche Abhandlung. Es muß daher wohl eine Antwort auf die Frage gefunden werden, ob die Verselbständigung der fachsprachlichen Auslegung gegenüber der gemeinsprachlichen didaktischen Anwendung einer Wissenschaft angemessen ist, die erklärtermaßen das Verständlichmachen für eines ihrer wichtigsten Ziele hält, und die heute weniger denn je mit einem vorgefundenen Publikum rechnen kann, sondern sich dieses erst schaffen muß.

---

<sup>77</sup>) Darin stimmen spätestens seit den romantischen Kritiker-Philosophen und Wilhelm Dilthey die Theoretiker der Verstehens- und Interpretationslehre bis hin zu Emilio Betti (*Teoria generale della interpretazione*, 1955), Hans-Georg Gadamer, Erwin Leibfried, Hirsch jr., Arthur Nisin (*La littérature et le lecteur*, 1959), Paul Ricoeur u.a. überein.